

# MASCHINEN



# SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 03/2011

Institut für Wertewirtschaft

[www.wertewirtschaft.org](http://www.wertewirtschaft.org)

[scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org)

# Bedienungsanleitung

Dieses Büchlein enthält persönliche Gedanken und Beobachtungen sowie ausgewählte Texte und ist primär für Seelenfreunde des Verfassers gedacht. Mit Scholion bezeichnete man ursprünglich eine Randnotiz, die Gelehrte in den Büchern anbrachten, die ihre ständigen Wegbegleiter waren. Als Bücher noch teuer und selten waren, wurden sie oft geteilt und die geistige Auseinandersetzung wurde in Kommentaren zur gemeinsamen Lektüre geführt. Heute gibt es so viel mehr zu lesen, aber nur wenige haben dazu die Muße.

Ich habe es zu meiner Berufung gemacht, viel zu lesen und zu schreiben. Die Scholien sind eine Anregung für Vielleser, aber vielmehr noch eine Dienstleistung für Wenigleser. In dieses kleine, handliche Format versuche ich die Erkenntnisse aus meiner umfangreichen Lektüre zu komprimieren und so mit meinen Freunden eine große Bibliothek zu teilen. *Die meisten zitierten Werke sind in unserer Institutsbibliothek vorhanden und können von Abonnenten entliehen werden (bitte um Voranmeldung per E-Mail).* Doch es ist kein bloßes Bücherwissen, das ich vermitteln will. Immer wieder beziehe ich mich auf die Realität abseits der Bücher, denn die Theorie – die Anschauung – ist nur da sinnvoll, wo sie etwas zu schauen hat. Mit

meinen Kollegen im Institut für Wertewirtschaft verstehe ich mich als praktischer Philosoph. Die Scholien jedoch sind kein systematisches philosophisches Opus, sondern sammeln gewissermaßen die Späne, die mir beim geistigen Bearbeiten der größeren Scheite für das Feuer der Erkenntnis zufallen.

Das Motto vornan ist zufällig aus dem Text gewählt, dazu gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp den Umschlag und übernimmt gemeinsam mit Wolfgang Stiegmaier das Lektorat. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre halfen mir Johannes Leitner und Ralph Janik; Barbara Fallmann nimmt mir viel vom praktischen Aufwand ab, der anfällt, um meine Gedanken in die Postfächer der Leser zu befördern und meine Leser zu betreuen. Die zahlreichen Zitate sind meist eigene Übersetzungen. In den Fußnoten finden sich verkürzte Links zu Büchern und Quellen. Administrative Anfragen bitte an *info@wertewirtschaft.org* senden, inhaltliche Anregungen und Fragen bitte an *scholien@wertewirtschaft.org*. Falls der geschätzte Leser dieses Exemplar zur Ansicht erhalten hat, würde ich mich freuen, ihn auch künftig als Adressat dieser freundschaftlichen Korrespondenz zu wissen:

*<http://wertewirtschaft.org/scholien/>*

# Technische Probleme

Geschätzter Leser,

vielen Dank für die Nachsicht und Geduld. Wieder mißlang mir die Einhaltung meines selbst gesteckten Zeitplanes. Kurz vor der Sommerpause drängt sich stets noch so vieles vor und ist lauter als das unbeschriebene Blatt. Wäre es bloß das Blatt, es würde schon durch seine Stille zur Muße locken. Doch zu allem Überdruß müssen diese Scholien auf einem Bildschirm entstehen, dem selben Bildschirm, den elektronische Anfragen und Informationen überfluten.

Andere Texte konnte ich schon erfolgreich in das gute, alte Notizbuch überführen. Die Scholien hingegen sind Randnotizen, und die Texte und gesammelten Fragmente, die sie umgeben, sind überwiegend digital. Da ist es von dringlicher Effizienz, alles auf einem Bildschirm zusammenzuführen. Ebendieser Umstand reduziert meine Effektivität ganz gewaltig.

Viele lieben ihren technischen Helfer, sprechen ihn

manchmal gar mit Namen an. Auch ich kann mich gut an eine Zeit erinnern, als mich der Reiz eines neuen technischen Spielzeugs ganz benommen machte. Die Funktionalität dieses Zeugs hat eine sinnliche Qualität. Je stärker es jedoch die Sinne betört, desto mehr wird die Emanzipation davon zur Notwendigkeit. Denn der Punkt ist schnell erreicht, an dem wir nicht mehr die Technik benutzen, sondern die Technik uns benutzt.

Diese Warnung stammt von Friedrich Georg Jünger, dem Bruder eines viel bekannteren Autors. Mit seinem vorausschauenden Werk „Die Perfektion der Technik“, auf das mich mein Kollege Johannes Leitner hinwies, prägte er die Technikkritik. Nun bin ich, der gar den akademischen Titel eines Technikers trägt, kein romanisierender Technikfeind. Doch wer vor der alles verzehrenden Kraft des Feuers warnt, ist auch kein Feind dessen kultivierter Nutzung – ganz im Gegenteil. Ich gebe ganz offen zu, daß es meine eigene Schwäche ist, die mich von unbändiger Technikbegeisterung zu einer vorsichtigen Skepsis führte. Doch ein Argument, das

auf Schwäche beruht, ist stets realistischer als eines aus wahrgenommener Stärke – denn diese neigt zur Hybris. Für den Techniker ist es ein Leichtes, sich überlegen zu fühlen und als Herr der Technik zu sehen, der seinen Mitmenschen bloß Segnungen verschafft. Ein guter Techniker müßte es jedoch wie ein guter Winzer halten: Ohne die Vermittlung eines begrenzenden Maßes durch kulturelle Einbettung stiftet er nicht nur potentiell Schaden, sondern seine Produkte verlieren auch ihren Wert. Viele unserer technischen Spielzeuge sind in diesem Sinne als schlimmster Technik-Fusel zu betrachten, als Kopfwehgesöff für unkultivierte Komatrinker, die Realitätsflucht zur Betäubung der Sinne antreibt.

## **Effektivität statt Effizienz**

Es ist paradox: Was mir Zeit spart, raubt sie mir. So wie eben jener Schluck, der die Sorgen verdrängt, am nächsten Morgen diese mit noch größerer Wucht wiederkehren läßt. Daß die Effizienz auf Kosten der Effektivität

gehen kann, ist schon eine alte Erkenntnis. Besonders viel Bedeutung mißt dieser Differenzierung Steven Covey bei, dessen empfehlenswerte „Gewohnheiten hoch-effektiver Menschen“ zu einem Standardwerk der Lebenshilfe wurden.<sup>1</sup>

Die antiken Denker verdächtigten das Ökonomische an sich, hinter der effizienten Beschleunigung zu stehen, die zu mangelnder Effektivität führt. Der Begriff *negotium* (Geschäftsleben und Geschäftigkeit) legt dies nahe. Augustinus erklärte die Wortschöpfung so:

*Merito dictum negotium, quia negat otium, quod malum est neque quaerit veram quietem quae est Deus.*

Zurecht spricht man von *negotium*, weil dieses die Muße (*otium*) negiert, was als schlecht zu bewerten ist, zumal nicht die wahre Ruhe gesucht wird, die Gott gleich ist.

Die Ökonomen der Wiener Schule wiesen diesen Vorwurf zurück und schrieben die effizienten Ablenkungen

---

<sup>1</sup> Stephen Covey (2005/2011): Die 7 Wege zur Effektivität: Prinzipien für persönlichen und beruflichen Erfolg. Gabal. [tiny.cc/covey1](http://tiny.cc/covey1)



vom Wesentlichen der Manipulation des Geldes zu. Friedrich Georg Jünger hingegen will in der Erklärung noch weiter gehen. Dabei pflichtet er grundsätzlich den Wiener Ökonomen zu, doch betrachtet er die Eigendynamiken einer entfesselten Technik als noch tiefer liegende Erklärung:

Der Fortschritt der Technik ist deshalb identisch mit der Erhöhung der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, das Geld beginnt jetzt rapider zu arbeiten. Wenn die Schätze und Horte ihrem Begriff nach stabil, unveränderlich und dem Verkehr entzogen sind — ein Kennzeichen, das den Unmut und den Widerwillen des Technikers gegen sie erweckt, der sie als steril, tot und nutzlos ansieht —, so bezeichnet das in den Währungen umlaufende Edelmetall das stabile Moment des Geldverkehrs. Es ist das schon daran zu erkennen, daß das Papiergeld in Gold einlösbar ist und sich, wenn diese staatliche Einlösungspflicht aufgehoben wird, auf Golddeckungen stützt, endlich, wenn die Golddeckung dahinschmilzt, der Staat sich mit allen Mitteln Gold oder in Gold einlösbare Devisen zu verschaffen sucht. Die Umlaufgeschwindigkeit reiner Papiergeldwährungen ist rapide, je rapider sie aber ist, desto besser erfüllt das Geld seine techni-

sche Funktion, die ja vor allem im Umlauf besteht. [...] Je schlechter das Geld ist, desto schneller läuft es. Wenn Gold da ist, läuft es zum Golde. Ist keines da, so läuft es zu den Waren. Man könnte sagen, das schlechte Geld läuft vor sich selbst davon. Eben dadurch aber erfüllt es in vorzüglicher Weise seine technische Bestimmung, indem es den Charakter eines Perpetuum mobile annimmt, das mit reißender Bewegung umläuft, sich umsetzt und dadurch bei manchem naiven Beobachter die Illusion erweckt, daß mehr gutes Geld vorhanden ist, oder gar, daß wir alle reicher geworden sind. Der Währungsverfall ist weder eine lokale noch eine vorübergehende Erscheinung. Er wird in einer bestimmten Phase des technischen Fortschritts hervorgerufen, und zwar dann, wenn die Mittel, welche die Technik zur Finanzierung ihrer Organisation braucht, jenes Maß übersteigen, innerhalb dessen eine geordnete Finanzwirtschaft fortgeführt werden kann.<sup>2</sup>

Diese Beschleunigung hat eben jenen paradoxen Charakter, den ich oben anriß. Die technischen Mittel der

---

<sup>2</sup> Friedrich Georg Jünger (2010): Die Perfektion der Technik. (Frankfurt/Main: Klostermann. Zuerst 1944/46). S. 105f. [tiny.cc/juenger1](http://tiny.cc/juenger1)

Zeitersparnis schlagen die Zeit tot – für Jünger tun sie dies im buchstäblichsten Sinne:

Wir können überall beobachten, wie mit dem Vordringen von mechanischen Werken, die dort auftauchen, wo die tote Zeit auf sie wartet, die tote Zeit in die Lebenszeit eindringt. Wie die Technik das Raumbewußtsein geändert hat, indem sie uns vorspiegelt, daß der Raum knapper, die Erde kleiner geworden ist, so hat sie auch das Zeitbewußtsein geändert. Sie hat eine Lage geschaffen, in der der Mensch keine Zeit mehr hat, in der er arm an Zeit ist, in der er nach Zeit hungert. Ich habe dort Zeit, wo ich kein Bewußtsein jener Zeit habe, die mich in ihrer leeren Qualität als Zeit, als tote Zeit bedrängt. Wer Muße hat, verfügt damit auch über unbegrenzte Zeit, er lebt in der Fülle der Zeit, ob er nun tätig ist oder ruht. Dadurch unterscheidet er sich von einem Menschen, der nur Ferien oder Urlaub hat, also nur über eine begrenzte Zeit verfügt. [...] Indem die tote Zeit mechanisch verwertbar wird, beginnt sie die Lebenszeit des Menschen überall zu bedrängen und einzuengen. Sie ist auf die exakteste Weise meßbar und teilbar, und durch ein präzises Meßverfahren zu ermitteln, mit dessen Hilfe jetzt die Lebenszeit mechanisch reguliert und einer neuen Zeitorgani-

sation unterworfen wird. Der Mensch, der die Mechanik beherrscht, wird zugleich ihr Diener und muß sich ihren Gesetzen fügen. Der Automat zwingt ihn zu automatischer Tätigkeit. Wir bemerken das am deutlichsten am Verkehr, weil hier der Automatismus ein besonders fortgeschrittener ist. Der Verkehr nimmt einen automatischen Zug an, dem auch der Mensch sich zu fügen hat. Es zeigt sich das daran, daß er alle seine Qualitäten verliert, bis auf jene eine, in der er als Passant, als Objekt des Verkehrs noch wahrgenommen wird, und zwar entweder als Passant, der den Automatismus der Verkehrsvorschrift befolgt, oder als Passant, der ihm zuwiderhandelt, als Verkehrshindernis. In diesem zweiten Fall erweckt er eine Aufmerksamkeit, die human genannt werden darf, wenn man sie an der vollkommenen Kälte und Gleichgültigkeit abmißt, mit der die korrekten Passanten sich aus dem Wege gehen.<sup>3</sup>

## Kairos statt Chronos

Seine Unterscheidung der toten von der lebendigen Zeit erinnert an die griechische Dichotomie zwischen

---

<sup>3</sup> Jünger (2010): Perfektion der Technik. S. 54f

Chronos und Kairos. Chronos bezeichnet die ablaufende, „chronologische“ Zeit, die unser Leben teilt und treibt. Sie ist uns nicht geheuer; so wurde Chronos schon seit alters her mit dem Titanen Kronos verwechselt, der seine Kinder auffrißt. Kairos hingegen ist der günstige Moment, jener Augenblick, in dem der Mensch sich als Mensch erweist, weil er entscheidet und nicht bloß am Faden der Moiren hängt. Kairos trägt eine wundersame Frisur: vorne einen langen Schopf, an dem man ihn packen kann, wenn er auf einen zukommt, hinten aber ist er kahl und entgleitet dem Griff, wenn er vorbeigelaufen ist.

Darum gilt es, den Moment zu nutzen, und das mißlingt allzu leicht, wenn unser Blick zu sehr dem Chronos verhaftet ist. Der Psychologe Erich Fromm, dem ich mich schon ausführlich gewidmet habe,<sup>4</sup> betrachtet die Chronologie als die Zeitform des „Habens“, die Vergangenes sammelt und Zukünftiges ersehnt. Die

---

<sup>4</sup> Scholien 08/09

Zeitform des „Seins“ hingegen entspricht dem Kairos:

Das Sein steht nicht notwendigerweise außerhalb der Zeit, aber die Zeit ist nicht die Dimension, die das Sein beherrscht. Der Maler ringt mit Farbe, Leinwand und Pinsel, der Bildhauer mit Stein und Meißel, doch der schöpferische Akt, ihre »Vision« des Werkes, das sie erschaffen, transzendiert die Zeit. Diese Vision ist das Werk eines Augenblicks, oder vieler Augenblicke, aber »Zeit« wird in der Vision nicht erlebt. Das gleiche gilt für den Denker. Die Niederschrift seiner Gedanken erfolgt in der Zeit, aber ihre Konzeption ist ein schöpferisches Ereignis außerhalb der Zeit. Und dasselbe trifft für jede Manifestation des Seins zu. Das Erlebnis des Liebens, der Freude, des Erfassens einer Wahrheit geschieht nicht in der Zeit, sondern im Hier und Jetzt. Das *Hier und Jetzt ist Ewigkeit*, das heißt Zeitlosigkeit; Ewigkeit ist nicht, wie oft fälschlich angenommen wird, die ins Unendliche verlängerte Zeit.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Erich Fromm (1979/2009): Haben oder Sein: Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. München: dtv. S. 158.  
[tiny.cc/fromm1](http://tiny.cc/fromm1)

# Carpe diem

Das *hic et nunc*, das Fromm rühmt, findet sich im sprichwörtlichen Ratschlag des *carpe diem* – den Augenblick zu pflücken wie eine reife Frucht. Da dieser Ratschlag leicht mißzuverstehen ist, wollen wir bei Horaz nachlesen, wie er gemeint sein könnte:

*Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi, quem tibi  
finem di dederint, Leuconoe, nec Babylonios  
temptaris numeros. ut melius, quidquid erit, pati.  
seu pluris hiemes seu tribuit Iuppiter ultimam,  
quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare  
Tyrrhenum: sapias, vina liques et spatio brevi  
spem longam reseces. dum loquimur, fugerit invida  
aetas: carpe diem quam minimum credula postero.*<sup>6</sup>

Leuconoe, frage nicht, es ist Frevel zu wissen, welches Ende mir, welches dir Jupiter bescheiden wird, und du sollst auch nicht babylonische Zahlenorakel versuchen. Viel besser ist es zuzulassen, was auch immer sein wird, sei es, daß uns Ju-

---

<sup>6</sup> Horaz: Carmina 1.11

piter noch viele Winter oder schon den letzten zugeteilt hat, der jetzt das Tyrrhenische Meer an widerstrebenden Klippen bricht. Sei weise! Läuere den Wein, und schneide mit geringer Erwartung die lange Hoffnung zurück! Schon während wir reden, ist neidisch entflohen die Zeit: Pflücke den Tag, und vertraue so wenig wie möglich auf den folgenden!

Es wäre ein Mißverständnis, diese Passage als Ermunterung zu höherer Zeitpräferenz zu deuten. Das schon in früheren Scholien aufgetauchte Paradoxon, daß das Leben im Moment kein Leben für den Moment sein muß, läßt sich nun durch die Begriffsdifferenzierung auflösen. Eine maßlos hohe Zeitpräferenz hängt allzu sehr am Chronos und würgt dadurch jeden Kairos ab. Kairos braucht die Verbindung zur Ewigkeit: einen Sinnbezug, der über die Immanenz des Augenblicks reicht, um den Augenblick selbst aufzuwerten. Wenn wir das ökonomische Phänomen der Zeitpräferenz rein ökonomisch betrachten, führt es leicht in die Irre. Dann stehen sich nämlich Maßlosigkeit und Geiz gegenüber, und wir sind geneigt, irgendwo ein Mittelmaß zu su-



chen. Doch das rechte Maß ist, wie treue Scholien-Leser wissen, stets fernab der Mittelmäßigkeit. Auch hier müssen die Widersprüche dynamisch vereint, nicht statisch aufgehoben werden. Sonst wäre die niedrige Zeitpräferenz, die Ökonomen aus Gründen der Nachhaltigkeit empfehlen, ein bloßes Aufhäufen von Vergangenem, kein Handeln in der Gegenwart für die Zukunft.

## Unwirtschaftlichkeit

Der österreichisch-ungarische Ökonom Julius Gans von Ludassy, der schon in den letzten Scholien ausführlich zu Wort kam, bietet einen hilfreichen Gedankengang zum Finden des rechten Maßes. Daß die Wiener Ökonomen, auf die ich mich so oft beziehe, keine bloßen Pfennigfuchser waren, wenn sie die Konsum- und Kreditblase unserer Zeit als erste überhaupt kritisierten, tritt in der folgenden Passage, zusammen mit dem Realismus der richtig angewandten subjektivistischen Methode, besonders schön zutage:

Allein die Unwirtschaftlichkeit vermag nicht nur in dem Luxus, in der Verschwendung zu liegen, sie kann auch durch die äußerste Sparsamkeit, durch Geiz gegeben sein: wer kein Ei zerbrechen will, wird keinen Eierkuchen haben. [...] Ein Wirtschaftler, der in der Absicht, seinen Aufwand tunlichst zu vermindern, das Bessere von sich weist und das Schlechtere einhandelt, ist unwirtschaftlich; er ist unwirtschaftlich, wenn er in der Absicht, nicht zu viel Geld auf einmal auszugeben, es vorzieht, eine Reihe kleinerer Summen aufzuwenden, welche einerseits seine tatsächlichen Bedürfnisse nur unvollständig decken, andererseits in ihrer Gesamtheit jene Beträge übersteigen, welche die Anlegung eines Wirtschaftsvorrates von gewissen Genußgütern in Anspruch genommen hätte; eine Wirtschaftlerin insbesondere ist unwirtschaftlich, wenn sie den Zweck der Dinge derart erkennt, daß sie wähnt, sie habe vornehmlich die Aufgabe, das Hauswesen in strenger Ordnung und Pünktlichkeit zu halten und dabei den Zweck des Heimes, das Behagen übersieht; sie ist unwirtschaftlich, wenn sie ihren Hausrat durch übertriebene Pflege zu schanden macht; sie ist unwirtschaftlich, wenn sie ihre Kleider unbenützt im Kasten veralten läßt. Unwirtschaftlich ist der Künstler, der nicht am Anfange seiner Karriere seine Erzeugnisse unter ihren wahren

Werte verkauft, denn nur dadurch macht er sich einen Namen, der ihm Gewinn bringt. Unwirtschaftlich ist ein reicher Mann, der sich einen Palast baut, aber zu sparsam ist, denselben auch wohnlich einzurichten. [...] unwirtschaftlich ist ein Unternehmer, der sich lieber mit vielen billigen, aber wenig brauchbaren Hilfskräften umgibt, als daß er sich wenige leistungsfähige, aber teurere gewänne [...]; unwirtschaftlich ist ein Kaufmann, der sich Aufseher und Kontrolleure anstellt, damit sie ihn vor Übervorteilungen bewahren, die in keinem Verhältnis zu den Kosten des Überwachungsapparates selbst stehen; unwirtschaftlich ist jeder Betrieb, bei welchem die Ordnung mehr kostet als sie einbringt; [...] unwirtschaftlich der Verkäufer, der aus der einzelnen Kunde womöglich den Gewinn seines ganzen Geschäftes heraus schlagen will und dadurch den Zufluß von Konsumenten vermindert; unwirtschaftlich ist die Arbeiterin, welche sich eine Nähmaschine aufstellt, sie aber schonen will und nicht benutzt; unwirtschaftlich ist der Vergnügensreisende, der sich Entbehrungen auferlegt; unwirtschaftlich ist der Staat, der für die Einhebung einer Steuer einen Betrag aufwendet, der mit dem Betrage derselben in keinem Verhältnis steht; unwirtschaftlich eine Regierung insbesondere dann, wenn sie die Steuerträger mit so schwerer Steuerlast bedrückt, daß

sie dadurch die Steuerkraft und damit auch ihre Einnahmen vermindert; unwirtschaftlich ist schließlich der Ökonomist, welcher meint, der Luxus sei es, welcher die Betriebsamkeit in vorteilhafter Weise befruchtet. Unwirtschaftlich ist jeder, der teuer kauft und billig verkauft, jeder, der, von der Größe seiner Opfer erschreckt die Flinte ins Korn wirft und nicht ausharrt bis seine Bemühungen Früchte getragen. [...] Der Verschwender Raimunds will seine subtilsten Bedürfnisse befriedigen und er handelt derartig, daß er sich außer Stande setzt, die notwendigsten und gebieterischsten auch nur halbwegs zu beschwichtigen. Der Harpagon Molières sammelt Gold; er tut dies lediglich zu dem Zwecke, um es zu besitzen, um darüber zu verfügen, um sich mit anderen Worten seiner potentiellen wirtschaftlichen Energie zu erfreuen; er legt sich die peinlichsten Entbehrungen auf, und da das Unzweckmäßige leicht auch zum Zweckwidrigen sich steigert, geht er soweit, daß er sich auch Pferde kauft und sie dann im Stalle verhungern läßt.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Julius von Gans-Ludassy (1893): Die Wirtschaftliche Energie - Erster Theil: System der ökonomischen Methodologie. Jena: Gustav Fischer. S. 366ff.

Georg Simmel, ebenfalls ein Bekannter aus den letzten Scholien, bestätigt diese Analyse, die vor dem unwirtschaftlichen Geiz warnt, mit einer weiteren Anekdote:

Ich lernte einen Mann kennen, der, nicht mehr ganz jung, Familienvater, in guten Verhältnissen, seine gesamte Zeit damit ausfüllte, alle möglichen Dinge zu lernen, Sprachen, ohne sie je praktisch anzuwenden, vollendet tanzen, ohne es auszuüben, Fertigkeiten jeder Art, ohne einen Gebrauch von ihnen zu machen oder auch nur machen zu wollen. Dies ist vollkommen der Typus des Geizhalses: die Befriedigung an der voll besessenen Potenzialität, die niemals an ihre Aktualisierung denkt.<sup>8</sup>

## Das Leben wagen

Horaz' ermahnendes Ständchen für Leuconoe soll, so darf man zumindest hoffen, nicht zur Verschwendung oder zum Defätismus, sondern zum Mut anregen. Ein – vermutlich fälschlicherweise – Mark Twain zugeschrie-

---

<sup>8</sup> Georg Simmel (1920/2001): Philosophie des Geldes. Köln: Parkland Verlag, Reprint. S. 352. [tiny.cc/simmel1](http://tiny.cc/simmel1)

benes, amerikanisches Zitat läßt diese Bedeutung des Tagpflückens klarer zutage treten:

*Twenty years from now you will be more disappointed by the things you didn't do than by the ones you did do. So throw off the bowlines. Sail away from the safe harbor. Catch the trade winds in your sails. Explore. Dream. Discover.*

In zwanzig Jahren wirst du eher die Dinge bedauern, die du nicht getan hast, als die Dinge, die du getan hast. Laß daher die Leinen los. Segle fort vom sicheren Hafen. Fang‘ den Passat in deinen Segeln. Erforsche. Träume. Entdecke.

Auch dieses Bild ist urökonomisch und läßt uns ebenso in der horazschen Ode die Ökonomie entdecken. Der Passat ist der Wind der Händler, die das Risiko eingehen, den ungewissen Klippen zu trotzen. Unser Wort Risiko könnte sich nämlich, so meinen viele Etymologen, vom altgriechischen  $\rho\acute{\iota}\zeta\kappa\acute{o}\nu$  ableiten – und dieses bedeutete eben „Klippe“.

Es ist plausibel, *carpe diem* als die Ermahnung zu verstehen, *in* der Gegenwart zu leben, aber nicht *für* die Gegenwart. Der Tagelöhner, der von Tag zu Tag lebt,

kann gar nicht *im* Tag leben, weil er *für* den Tag leben muß. Der gute Unternehmer hingegen lebt die Zukunft in der Gegenwart. Wie Tom Peters zu Recht ausruft: *Don't plan it – do it!*<sup>9</sup> Dieses Leben der Zeit im Gegensatz zur utopischen Einbildung beschreibt Erich Fromm so:

Eine wichtige Einschränkung muß jedoch hinsichtlich dessen, was über das Verhältnis zur Vergangenheit gesagt wurde, gemacht werden: Meine Bemerkungen bezogen sich auf das Erinnern, das Nachdenken und Grübeln über die Vergangenheit; wer auf diese Weise Vergangenheit hat, für den ist die Vergangenheit tot. Aber man kann die Vergangenheit auch zum Leben erwecken. Man kann eine Situation der Vergangenheit mit der gleichen Frische erleben, als geschehe sie im Hier und Jetzt; das heißt, man kann die Vergangenheit wiedererschaffen, ins Leben zurückrufen (die Toten auferstehen lassen, symbolisch gesprochen). Soweit einem dies gelingt, hört die Vergangenheit auf, vergangen zu sein,

---

<sup>9</sup> Siehe Scholien 07/09, S. 4ff.

sie *ist* das Hier und Jetzt. Auch die Zukunft kann man erleben, als sei sie das Hier und Jetzt. Dies geschieht, wenn ein künftiger Zustand im eigenen Bewußtsein so vollkommen vorweggenommen wird, daß es sich nur noch »objektiv«, das heißt als äußeres Faktum, um Zukunft handelt, nicht aber im subjektiven Erleben.<sup>10</sup>

Fromm stellt dieses Leben im Sein dem utopischen Tagträumen gegenüber, das die Vergangenheit gewissermaßen als Zombie wiederbeleben will, oder eine tote Zukunft ersehnt. Es ist kein Zufall, daß die meisten Zukunftsutopien etwas Klinisches haben. Diese Utopien sind oft falsche Heilsversprechen. Sie machen unser seelisches Krankenbett (so die Bedeutung des griechischen „kline“) zum Sterbebett. Der Christ Fromm sieht in den Konzepten „Geschichte“ und „Zukunft“ folgerichtig einen Ersatz für den Himmel – nämlich einen irdischen. Jene Konzepte hätten seit dem 18. Jahrhundert diese Bedeutung, als die modernen Ideologien entstanden, die den Menschen von seinem

---

<sup>10</sup> Fromm (1979/2009): Haben oder Sein. S. 159.



Alltag zum *grand jour*<sup>11</sup> der großen Versprechungen weglockten.

## Nichtwissen

Nachdem die Ökonomen der Wiener Schule als rechtzeitige Krisenwarner ein wenig Aufsehen erregt haben, ist die Erwartungshaltung nun groß, einen Blick in unsere Kristallkugel zu erheischen. Ich habe schon auf die Paradoxie hingewiesen, daß es sich hierbei ausgerechnet um jene Schule handelt, die hinsichtlich möglicher Zukunftsvorhersagen am bescheidensten auftritt. *Ich weiß, daß ich nicht weiß*, ist die alte Prognose der Weisen. Diese Wendung entstammt der Apologie des Sokrates und wird meist falsch übersetzt mit: ich weiß, daß ich *nichts* weiß. Plato beschreibt, wie Sokrates sich von den „Experten“ seiner Zeit abhebt:

Womöglich weiß keiner von uns etwas Nützliches und Besonderes, doch nur er ist davon überzeugt, es zu wissen, eben

---

<sup>11</sup> Siehe Scholien 03/10, S. 65ff.

weil er unwissend ist. Ich aber behaupte nicht, etwas zu wissen, wenn ich es nicht weiß. Ich scheine also doch ein wenig weiser zu sein als er, da ich, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen glaube. So ging ich dann zu einem anderen dieser für weise gehaltenen Männer und ich hatte denselben Eindruck von ihm. Dadurch wurde ich ihm und vielen anderen verhaßt. [...] Zwar war ich in Furcht darüber, daß ich mich verhaßt machte; doch es schien mir notwendig, Gottes Sache über alles andere zu stellen; und so mußte ich also all jene aufsuchen, welche als wissend galten, immer des Orakelspruchs eingedenk.<sup>12</sup>

Sokrates ist keineswegs unwissend und sieht sich auch nicht so. Die Weissagung hatte ihm die höchste Weisheit vorhergesagt. Doch er widersetzt sich der Anmaßung von Wissen<sup>13</sup>. Er macht sich dadurch verhaßt, daß er nachweist, wie falsch die „Experten“ seiner Zeit lagen, und wird so zu einem der berühmtesten Opfer der

---

<sup>12</sup> Platon, Apologie 21a–22a.

<sup>13</sup> Friedrich August von Hayek (1974/1996): Die Anmaßung von Wissen. Mohr Siebeck.

Demokratie. Ingeborg Knaipp erinnert mich daran, daß Sokrates bei seiner Suche nach Wissenden befindet, daß die Handwerker immerhin ihr Handwerk beherrschen, also doch *etwas* wissen, während er den meisten Politikern nicht einmal das zugesteht. Für Ingeborg ist das ein Hinweis, daß die Menschen bei weitem nicht so formbar sind, wie man uns heute weismacht – sie haben sich in 2500 Jahren kaum geändert.

Wenn Horaz vor der Sehnsucht nach babylonischen Orakeln warnt, dann meint er etwas ganz Ähnliches. *Scire nefas* ist schließlich eine ziemlich genaue Übersetzung des hayekschen Begriffs der „Anmaßung von Wissen“, wir könnten auch von einer „Wissenshybris“ sprechen. Das lateinische *nefas* fordert wie die griechische *ὕβρις* die Nemesis – den Zorn der Götter – heraus. Angesichts aktueller Ereignisse ist man verleitet, ganz paradox zu orakeln: Trifft die Orakel unseres Babylons gerade der Zorn ihrer Götzen? Den *Rating*-Agenturen, die teuren Rat schlecht erraten, sollen politisch inopportune Orakelsprüche verboten werden. Ein alter

Griechen hätte bei einer solchen Nachricht auch ohne Orakelschau das nahende Ende einer solchen Herrschaft vorhergesagt, die sich nun schon an den systemeigenen Orakeln vergreifen muß. Zeitgleich meldet das österreichische Politorakel SORA Insolvenz an, dessen Hauptkunden die EU-Kommission, Ministerien und der Staatsfunk sind.

Es ist das Verdienst von Nassim Taleb (ebenfalls dem Scholien-Leser bereits bekannt), in unserer Zeit Sokrates' und Hayeks Warnung erneuert zu haben. Den seltenen Vogel, der die abergläubische Vogelschau moderner *Rater* zunichte macht, nennt er einen Schwarzen Schwan. Dieser ist der Inbegriff eines atypischen Ereignisses, das sich nicht aus der Vergangenheit extrapolieren läßt. Taleb schreibt:

Daß wir in Umgebungen, in denen es zu Schwarzen Schwänen kommen kann, keine Vorhersagen machen können und das nicht einmal erkennen, bedeutet, daß gewisse „Experten“ in Wirklichkeit gar keine Experten sind, auch wenn sie das glauben. Wenn man sich ihre Ergebnisse ansieht, kann man nur den Schluß ziehen, daß sie auch nicht

mehr über ihr Fachgebiet wissen als die Gesamtbevölkerung, sondern nur viel bessere Erzähler sind – oder, was noch schlimmer ist, uns meisterlich mit komplizierten mathematischen Modellen einnebeln. Außerdem tragen sie mit größerer Wahrscheinlichkeit Krawatten.<sup>14</sup>

Als Krawattenträger halte ich das für eine billige Pointe. Die Krawatte ist immerhin eines der letzten Accessoires des Mannes, das sollten wir uns nicht auch noch nehmen lassen. Ob sie nun Krawatten tragen oder nicht, als Pseudo-Experten, die keine wirklichen Experten sind, listet Taleb auf:

Börsenmakler, klinische Psychologen, Psychiater, Leute, die für die Vergabe von College-Plätzen oder die Personalauswahl in Unternehmen zuständig sind, Richter, Berater, Geheimdienstanalytiker (die Ergebnisse der CIA sind trotz des enormen Kostenaufwands erbärmlich). Aufgrund meiner eigenen Beschäftigung mit der Literatur würde ich diese

---

<sup>14</sup> Nassim Nicholas Taleb (2008): Der schwarze Schwan. Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse. München: Carl Hanser Verlag. S. 5.[tiny.cc/taleb1](http://tiny.cc/taleb1)

Liste noch verlängern: Ökonomen, Finanzprognostiker, Betriebswirtschaftsprofessoren, Politologen, „Experten für Risiken“, das Personal der Bank for International Settlements, die erhabenen Mitglieder der International Association of Financial Engineers und persönliche Finanzberater.

Es ist schlicht so: Bei Dingen, die sich bewegen und daher Wissen erfordern, gibt es gewöhnlich keine Experten, bei Dingen, die sich nicht bewegen, manchmal dagegen schon. Anders ausgedrückt: Berufe, die sich mit der Zukunft befassen und ihre Untersuchungen auf die nicht wiederholbare Vergangenheit gründen, haben ein Expertenproblem (mit Ausnahme des Wetters und der Angelegenheiten, bei denen kurzfristige physikalische Prozesse, keine sozioökonomischen, im Spiel sind). Damit will ich nicht sagen, daß niemand, der sich mit der Zukunft befaßt, wertvolle Informationen liefert (ich habe ja schon darauf hingewiesen, daß Zeitungen die Anfangszeiten von Theatervorstellungen ziemlich gut vorhersagen können); die Leute, die keine greifbare Wertschöpfung liefern, befassen sich aber gewöhnlich mit der Zukunft.

Eine andere Betrachtungsweise ist, daß Dinge, die sich bewegen, oft anfällig für Schwarze Schwäne sind. Experten

sind Leute mit engem Fokus, die „tunneln“ müssen. In Situationen, wo das ungefährlich ist, weil Schwarze Schwäne keine schwerwiegenden Folgen haben, wird der Experte gute Arbeit leisten. (S. 184f.)

Es ist daher ein Irrtum, Ökonomen um ein möglichst präzises Krisen-*Timing* zu bitten. Außer diese Bitte wird an Ökonomen der Wiener Schule gerichtet, denn die sind meist (nicht immer) seriös genug, sie abzuweisen. Der Chronos der Krise ist aber auch ziemlich irrelevant. In einem aktuellen Artikel, auf den mich mein Unterstützer Karl-Peter Schwarz hinweist, gibt Taleb zu denken:

Es wäre albern, den Zerfall einer fragilen Brücke dem Lastwagen zuzuschreiben, der die Brücke zuletzt überfahren hat, noch alberner wäre es, im Voraus zu prognostizieren, welcher Lastwagen sie zu Bruch bringen wird. Das System ist verantwortlich, nicht dessen Komponenten. Aber nach der Finanzkrise von 2007-8 dachten viele Leute daß das Vorhersehen der *Subprime*-Krise geholfen hätte. Es hätte nicht geholfen, weil es ein Symptom der Krise ist und nicht der eigentliche Grund. [...] Dem „Auslöser als Ursache“-Irrtum

liegen zwei mentale Befangenheiten zugrunde: die Illusion der Kontrolle und die Voreingenommenheit zugunsten des Intervenierens (die Illusion, daß es immer besser ist, etwas zu tun als etwas nicht zu tun). Das führt zum Wunsch, von Menschen konstruierte Lösungen durchzusetzen. Greenspans Handlungen waren schädlich, aber es wäre schwer gewesen, in einer Demokratie Untätigkeit zu rechtfertigen, wo es den Anreiz gibt, immer bessere Ergebnisse zu versprechen als die anderen, ohne Rücksicht auf die realen, verzögerten Kosten.<sup>15</sup>

Die Bedeutung von chronologischem Wissen wird weit überschätzt. In der Ökonomie spielt die Ungewißheit eine viel entscheidendere Rolle – und diese ist das glatte Gegenteil. Der Autor und Analyst Bill Bonner, Herausgeber des Nachrichtendienstes *The Daily Reckoning*, verdeutlicht dies in besonders klarer Weise und schließt damit nahtlos an die Ode von Horaz an, deren paradoxe

---

<sup>15</sup> Nassim Nicholas Taleb/Mark Blyth (2011): „The Black Swan of Cairo. How Suppressing Volatility Makes the World Less Predictable and More Dangerous.“, *ForeignAffairs*, Mai/Juni 2011 [tiny.cc/taleb2](http://tiny.cc/taleb2)



Empfehlung nun ebenso klarer wird:

Darüber hinaus ist es ohnehin nicht Wissen, das die Welt regiert. Es ist Unwissenheit. [...] Wie viele Neuerungen würden vorzeitig aufgegeben, wenn die Menschen wüßten, wie sie sich auswirken? Wie viele Hochzeiten würden abgesagt, wie viele Filmtickets würden unverkauft bleiben? Wenn man in die Zukunft sehen könnte und sein ganzes Leben in sämtlichen intimen Details kennen würde ... wie viele Menschen würden ihre Gehirne auspusten, anstatt ein nochmaliges Abspielen zu ertragen? Menschen kämpfen sich nur deshalb durch und ergreifen Chancen, weil sie nicht wissen, was dabei herauskommen wird.<sup>16</sup>

## Anmaßung von Sicherheit

Diese realistische Unwissenheit ist etwas anderes als die künstlich produzierte. Wie die Anmaßung von Wissen zu verschärfter Unwissenheit führt, sind moderne Katastrophen die paradoxe Folge einer „Anmaßung von

---

<sup>16</sup> Bill Bonner: Bubble to Bubble, Dust to Dust. Lewrockwell.com, 27. Juni 2011. [tiny.cc/bonner](http://tiny.cc/bonner)

Sicherheit“. In dem oberhalb erwähnten Artikel diskutiert Taleb das Versagen der „Politikexperten“ hinsichtlich der Geschehnisse im Nahen Osten:

Wieso ist die politische und wirtschaftliche Elite der USA permanent überrascht? Als 2007-8 das globale Finanzsystem zusammenbrach, hörte man überall den Ruf, daß niemand das hätte vorhersehen können, obwohl unzählige Analysen existierten, die zeigten, daß die Krise unvermeidlich war. Die gleiche Reaktion kann man beim Aufruhr im Nahen Osten beobachten. Der springende Punkt in beiden Fällen ist die künstliche Unterdrückung der Volatilität – der Hochs und Tiefs des Lebens – im Namen der Stabilität. [...] Komplexe Systeme, deren Volatilität künstlich unterdrückt wird, tendieren zu extremer Zerbrechlichkeit, zeigen jedoch keine sichtbaren Risiken. Ganz im Gegenteil, sie neigen dazu, zu ruhig zu sein und zeigen nur minimale Veränderungen, während sich Risiken leise unter der Oberfläche ansammeln. Obwohl die verlautbarte Absicht der politischen Führung und der wirtschaftlichen Entscheidungsträger die Stabilisierung des Systems und die Verhinderung von Schwankungen ist, tendieren die Resultate zum Gegenteil. Diese künstlich unterdrückten Systeme sind anfällig für

„schwarze Schwäne“, d. h. für große Ereignisse, die weit von der statistischen Norm abweichen und größtenteils unvorhersehbar sind.<sup>17</sup>

Diese Paradoxie kennt jeder gute Förster: Die Verhinderung von kleinen Waldbränden macht die Auswirkungen großer Waldbrände erst verheerend. Talebs Argumentation erinnert an die Warnungen von Charles Perrow hinsichtlich der Hochtechnologie.<sup>18</sup> Ab einer gewissen Komplexitätsschwelle seien Katastrophen vorprogrammiert, so sein technikkritischer Befund. Nach Perrow ist die Komplexität von Systemen bestimmt durch, erstens, die Anzahl der Vernetzungen und rekursiven Abhängigkeiten und, zweitens, den Grad und die Starrheit der Kopplungen.

Perrows Zugang schien mir immer etwas willkürlich, ganz in dem Sinne: Ich fürchte mich vor dem, was ich

---

<sup>17</sup> Taleb/Blyth (2011)

<sup>18</sup> Charles B. Perrow(1984): Normal Accidents - Living with High-Risk Technologies. New York: Basic Books. [tiny.cc/perrow](http://tiny.cc/perrow)

nicht verstehe. Hinsichtlich sozialer Systeme teile ich diese Perspektive jedoch. Ich bin davon überzeugt, daß die „Katastrophalität“ der Technik hauptsächlich an Problemen sozialer Komplexität liegt. Auch Tschernobyl, das kollektive Trauma, das Perrows Thesen zu ihrem Ruhm verhalf, war im Grunde ein politischer GAU, kein Technikversagen. Wer ungebremst gegen eine Wand fährt, darf sich nicht auf die Komplexität des Autos ausreden.

In einem etwas apokalyptischen Interview<sup>19</sup> mit dem berühmten französischen Mathematiker Benoit Mandelbrot, auf das mich mein Unterstützer Gerhard Wrodnigg hinweist, warnen Taleb und Mandelbrot vor der Katastrophe aufgrund der aufgeblähten Komplexität der wirtschaftlichen und politischen Strukturen. Taleb kommt zu ähnlichen Schlüssen wie ich, auch wenn er mir selbst nicht sonderlich sympathisch ist: Er empfiehlt eine kleinräumigere Struktur, die er eine Hand-

---

<sup>19</sup> Mandelbrot and Taleb on markets. Video: [tiny.cc/mandelbrot1](http://tiny.cc/mandelbrot1)

werkerwirtschaft nennt, wie er sie aus seiner Heimat Libanon kennt. Eine solche Struktur zieht er nicht aus einem romantischen Harmoniestreben vor, sondern weil sie, seiner Meinung nach, das kleinräumige Scheitern zulässt und Risiken nicht versteckt werden. Von der Wirtschaft schließt Taleb wieder auf die Politik:

Ein robustes wirtschaftliches System ist eines, welches Konkurse zulässt (das Konzept von „scheitere klein“ und „scheitere früh“). Die U.S.-Regierung sollte aufhören, diktatorische Regime der Pseudostabilität wegen zu unterstützen, und sollte stattdessen politisches Rauschen an die Oberfläche lassen. Um eine Wirtschaft robust zu machen angesichts von Konjunkturzyklen, muß man Risiken sichtbar werden lassen, dasselbe gilt für die Politik.<sup>20</sup>

## Krisen und Katastrophen

Der protestantische Theologe Paul Tillich betrachtete Kairos und Krisis als synonym: Kairos sei stets ein Moment der Krise, der eine existentielle Entscheidung

---

<sup>20</sup> Taleb/Blyth (2011)

erfordere:

Kairos in seinem allgemeinen und speziellen Sinn ist für den Geschichtsphilosophen jeder Wendepunkt in der Geschichte, in dem das Ewige das Zeitliche richtet und umwandelt. Kairos in seinem besonderen Sinn für uns, in seinem für unsere augenblickliche Lage entscheidenden Charakter ist das Hereinbrechen einer neuen Theonomie auf dem Boden einer profanierten und entleerten autonomen Kultur. [...] [Als Ausdruck für das] Gefühl, daß eine Zeit gekommen sei, die ein neues Verständnis für den Sinn der Geschichte und des Lebens enthalte.<sup>21</sup>

Theologisch betrachtet, berührt im Kairos die weltliche Zeit – Chronos – die göttliche. In diesem Berührungspunkt braucht es Muße, um die überirdischen Stimmen der Musen zu vernehmen. Im Kairos wird es still, ruht die Welt für einen Augenblick und wartet auf unser Wagnis – wird geküßt durch *Vera Quies*, um mit Augustinus zu sprechen. Ohne die Muße für den Musenkuß

---

<sup>21</sup> Paul Tillich (1959): Gesammelte Werke, Band VI. Stuttgart. S. 24.  
Ausgabe von 1992: [tiny.cc/tillich](http://tiny.cc/tillich)

hingegen erweist sich die Krise als katastrophal. Kraftlos verzehren wir uns dann nach Macht, um zu erzwingen, was sich nicht fügen kann. Friedrich Georg Jünger beschrieb die Krisen-Apokalyptik unserer Zeit mit diesen vorausschauenden Worten:

Es liegt ein guter Sinn darin, daß wir uns die höchste Kraft in einem Zustand vollkommener Ruhe denken und daß wir den höchsten Begriff des Erhabenen nicht mit der Bewegung, sondern mit majestätisch ruhender Kraft denken. Der Wille zur Macht aber ist darauf aus, sich Macht zu verschaffen; er will Macht, weil er arm an Macht, weil er hungrig nach Macht ist. [...] Gemeinhin, so heißt es, schlummern die Dämonen, sie müssen erst geweckt werden, man muß erst in ihre Sphäre eindringen, um sie regsam zu machen. Heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß sie vollkommen wach sind. Weil dem so ist, deshalb verdunkelt die Angst vor der Zerstörung heute den Geist des Menschen. Er spürt sie in seinen Nerven, denn diese sind empfindlicher geworden, ein Umstand, der mit der Perfektion gewisser Bezirke der Technik in engem Zusammenhang steht. Er erschrickt vor jedem Geräusch, er lebt im Vorgefühl der Katastrophe. Denn wenn das Denken hilflos wird,

dann beginnt es mehr und mehr um die Katastrophe zu kreisen. Die Katastrophe ist das Ereignis, das den menschlichen Geist beschäftigt, wenn er keinen Ausweg sieht, und wenn er, anstatt von seinen Gaben Gebrauch zu machen, sich der Angst überläßt. Deshalb treten jetzt überall Vertreter von Katastrophen-Theorien auf. (S. 173)

Da klingt er doch ganz ähnlich wie sein Bruder, der uns in den Scholien gelegentlich besucht. Ernst Jünger aber geht noch etwas weiter: Er skizziert ganz grob einen Weg aus der Katastrophe, der bei ihm letztlich auch ein Weg ist, zur Ruhe zu kommen: das unerbittliche Pendel des Chronos anzuhalten, um ihm im Kairos neuen Schwung zu geben. Jünger gebraucht in seinem Text „Besuch auf Godenholm“ noch ein weiteres Bild, das Scholien-Lesern vertraut ist – den Schiffbruch:

Er wußte, daß der Schiffbruch zwar schon stattgefunden hatte und daß man sich auf einem Floß bewegte, das aus den Trümmern gezimmert war. Die Sicherheit schwand, die Werte wurden provisorisch, doch blieb man immerhin noch im Ererbten, und es gab viel Verbindliches, auch Zeiten, in denen man das Leben noch genoß. Das Floß war freilich



brüchig und nur ein Notbehelf. Wenn diese Bande rissen, blieb nur die ungeheure Tiefe der Elemente - wer würde ihr gewachsen sein? Das war die Frage, die heute die Menschen beschäftigte. Sie lebten alle auf die Katastrophe zu - nicht mehr im Übermut wie früher, sondern mit apokalyptischer Angst.

Der Plan, die Lage in kleinen Gruppen zu erwägen und in Versuchen ihre Grenzen abzutasten, war nicht so unsinnig. Das war nichts Neues, sondern immer während der großen Wenden der Fall gewesen - in Wüsten, in Klöstern, in Einsiedeleien, in stoischen und gnostischen Gemeinden, um Philosophen, Propheten und Wissende herum. Immer gab es ja ein Bewußtsein, eine Einsicht, die dem historischen Zwange überlegen war. Sie konnte anfangs nur in Wenigen gedeihen, und doch war hier die Marke, von der aus dann das Pendel in neuer Richtung schwang. Dem mußte der geistige Akt, der darin lag, das Pendel anzuhalten, vorausgegangen sein.<sup>22</sup>

---

<sup>22</sup> Ernst Jünger (1999): Besuch auf Godenholm. Sämtliche Werke Bd. 15, S. 371f. Zuerst 1952. [tiny.cc/juenger2](http://tiny.cc/juenger2)

## Absturz aus der Utopie

Wir leben wieder in einer Zeit der Katastrophen-Angst. Katastrophe ist erneut ein griechisches Wort, es bedeutet Hinab-Wendung. Es ist die Angst des utopischen Ikarus, wenn er abwärts blickt und seinen Fall realisiert. Wann er auftreffen wird, die Chronologie seines Falls, tut nichts zur Sache. Er hat den Aufruf zum Erforschen, Träumen, Entdecken leicht mißverstanden. Die Grenze zur Hybris ist stets nah, gerade den Tapferen zieht es magisch an diese Grenze und er muß ihr entlang wandeln, muß sie durch sein Dasein ausweiten.

Schon rein archetypisch betrachtet, liegt es nahe, daß es durchaus vorrangig Unternehmer waren, welche die Ausweitung des Wachstums durch die kurzfristige Abkürzung mittels Geldverschlechterung betrieben. Dann überhitzt die Konjunktur, und es ist das utopische Ziel selbst – für das archetypisch die Sonne steht – das jenes Wachs der Kredite schmelzen läßt. Eine der ersten modernen Utopien, nämlich jene, die 1602 Tommaso

Campanella verfaßte, hieß bezeichnenderweise *Civitas solis* – der Sonnenstaat. Es erstaunt nicht, daß auch diese Urutopie sozialistisch war; der Dominikaner ersehnte ein totalitäres, auf die gesamte Welt ausgedehntes Zwangskloster, indem Frauen zu eugenischen Zwecken bewirtschaftet werden sollten:

Die gesamte Jugend leistet Allen, die über vierzig Jahre alt sind, Dienste. Der Aufseher und die Aufseherin haben die Jungen Abends einzeln oder zu zweien schlafen zu schicken und Morgens an ihre Obliegenheiten, wie sie die Ordnung trifft. Die jungen Leute bedienen sich gegenseitig selbst, und wehe dem Widerspenstigen! [...] Es gibt erste und zweite Tische, mit einer Reihe von Stühlen zu beiden Seiten; auf der einen Seite sitzen die Frauen auf der andern die Männer. Man beobachtet Stillschweigen, wie in den Speisesälen der Klöster. Während des Essens liest ein junger Mann auf erhöhtem Sitze mit deutlicher und klangvoller Stimme aus einem Buche vor, wobei die obrigkeitlichen Personen oft die Lektüre unterbrechen, um Bemerkungen über die besonders bemerkenswerten Stellen einzuschalten. Es ist gar hübsch anzusehen, wie die schönen jungen Leute in aufgeschürzten Kleidern bei Tische gefällig aufwarten, und es be-

rührt wohlthuend, wie so viele Freunde, Brüder, Söhne, Väter und Mütter sich mit so vieler Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit und Liebe behandeln. Jeder erhält seinen Teller, sein Besteck, seine Serviette und seine Speisenportion zugeteilt. Die Ärzte haben den Köchen anzugeben, was für Speisen an jedem Tage zu bereiten sind, und zwar für die Greise, für die jungen Leute und für die Kranken. Die obrigkeitlichen Personen empfangen größere Portionen von besserer Qualität und geben davon einen gewissen Teil den Kindern ab, die sich am Morgen in ihren Lektionen und im Disputieren ausgezeichnet haben. [...] Kein Mann darf sich mit einem Weibe fleischlich vermischen, bevor sie das neunzehnte Jahr erreicht hat. Und der Mann darf dem Zeugungsgeschäfte nicht obliegen, wenn er das einundzwanzigste Jahr noch nicht angetreten hat. Vor dieser Zeit ist Einigen der Beischlaf gestattet, aber nur mit Unfruchtbaren oder Schwangeren, damit sie nicht auf unnatürlichem Wege Befriedigung ihrer Leidenschaften suchen. Matronen und ältere Magistratspersonen haben den Liebesdrang grobsinnlicher Naturen in Schranken zu halten, die ihre Wünsche Jenen insgeheim bekannt geben, die sich ihnen übrigens auch auf den Ringplätzen verraten. Doch erbitten die Betreffenden die Erlaubnis vom obersten Magistrate, dem das Zeugungs-

geschäft unterstellt ist, dem Oberarzte, der seinerseits dem Triumvir »Liebe« untersteht. [...] Bei den gymnastischen Spielen und Übungen auf der Palästra, dem Ringkampfplatze, sind Männer und Frauen, nach der Weise der antiken Lacedämonier, völlig nackt, und die Inspektion haltenden Magistratspersonen erkennen, wer zeugungsfähig, wer impotent ist, welche Männer und Frauen ihrem Gliederbau nach am besten zusammenpassen. Der Beischlaf darf nur nachdem sich die Gatten gebadet haben und jede dritte Nacht stattfinden. Große und schöne Frauen werden nur mit großen, wohlgebauten Männern gepaart; die beleibten Frauen mit mageren Männern; umgekehrt werden schlanke Frauen für starkleibige Männer aufbewahrt, damit aus der Mischung ihrer Temperamente eine vortrefflich geartete Rasse hervorgehe. [...] Die geschlechtliche Vereinigung findet erst nach geschehener Verdauung statt und nachdem die Eltern zu Gott gebetet haben. In den Schlafzimmern sind schöne Bildsäulen erlauchter Männer angebracht, welche die Frauen betrachten. Den Blick durchs Fenster zum Himmel gerichtet, bitten sie Gott, daß er ihnen herrlichen Nachwuchs verleihe. Sie schlafen in zwei getrennten Kammern, bis zur Stunde ihrer Vereinigung; zur bestimmten Zeit öffnet eine Matrone die beiden Türen von außen. Diese

Stunde bestimmen der Arzt und der Astrologe, welche den Zeitpunkt zu treffen suchen, in welchem Venus und Merkur östlich von der Sonne in einem günstigen Hause stehen, im glückverheißenden Anblick des Jupiter, desgleichen des Saturn und Mars, oder ganz außerhalb der Sphäre eines derselben.<sup>23</sup>

Diese Schilderungen mögen uns heute erheitern; der Tonfall ist dem gesamten Frühsozialismus zu eigen, und Ahnungen davon finden sich auch im Spätsozialismus noch. Ingeborg Knaipp erinnert an den österreichischen Kommünenkommunisten Otto Mühl, der sich auf Wilhelm Reich berufend, es genau so gehalten hat: Für die Paarungen legte er computergestützte Listen an. Beim kommunistischen Experiment in Münster 1934 ergab es sich, daß der Führer Jan van Leyden 16 Frauen hatte. Die Katastrophe ist die notwendige Gegenseite der falschen Utopie, sowie Nemesis die Gegenseite der Hybris ist. Wer in der Luft des Nicht-Ortes (u-topos)

---

<sup>23</sup> Tommaso Campanella: Der Sonnenstaat. 22–26. Zuerst 1602. [tiny.cc/campanella](http://tiny.cc/campanella)

wandelt, fällt tief; doch der Glaube trägt eine Zeit lang über Berge. Dem Wissensanmaßenden geht es wie dem Kojoten, der im Zeichentrickfilm dem *Road Runner* nachstellt: Er stürzt erst, nachdem er sich hinab gewendet hat und bemerkt, daß er keinen Boden mehr unter den Füßen hat. Es ist allerdings verblüffend, wie es gelang, eine ganze Schienentrasse durch die Luft zu legen.

Es war Adam Smith selbst, der sich zur Utopie des *waggon-way through the air* hinreißen ließ. Er meinte natürlich das *fiat money* unserer Zeit. Die folgende Passage aus dem *Wealth of Nations* ist überaus erstaunlich und klärt nun wohl auch für die nüchterneren Leser meine allzu bildlichen Analogien auf:

Nicht durch die Kapitalerhöhung in einem Land, sondern indem ein größerer Teil dieses Kapitals aktiviert und produktiv gemacht wird als es sonst der Fall wäre, können die vernünftigen Bankgeschäfte die Wirtschaft eines Landes verbessern. Der Teil seines Kapitals, den ein Händler unbe- nutzt und jederzeit verfügbar bei sich belassen muss, um den gelegentlichen Bedarf zu decken, ist totes Kapital, da es, so-

lange es in dieser Situation verbleibt, weder für ihn noch für sein Land etwas produziert. Die vernünftigen Bankgeschäfte ermöglichen es ihm, dieses tote Kapital in aktives und produktives Kapital umzuwandeln; in Materialien, die man bearbeitet, in Werkzeuge, mit denen man arbeitet, und in Lebensunterhalt und Vorräte, für die man arbeitet; in Kapital, das etwas für ihn und für sein Land produziert. Gold und Silber, das in jedem Land in Umlauf ist und mit Hilfe dessen die Produkte von Boden und Arbeit alljährlich umlaufen und die Konsumenten erreichen, ist ebenso wie das jederzeit verfügbare Geld des Händlers totes Kapital. Ein äußerst wertvoller Teil des Kapitals eines Landes produziert also nichts für das Land. Die vernünftigen Bankgeschäfte tragen dazu bei, dieses tote Kapital weitgehend in aktives und produktives umzuwandeln, indem sie Gold und Silber größtenteils durch Papiergeld ersetzen: in Kapital, das etwas für das Land produziert. Das in jedem Land in Umlauf befindliche Gold und Silber läßt sich gut mit einer Landstraße vergleichen, welche Heu und Getreide des Landes zum Markt transportieren hilft, ohne selbst auch nur einen einzigen Stapel von beidem zu produzieren. Indem nun vernünftige Bankgeschäfte eine Art von Schienenweg durch die Luft schaffen, wenn ich ein so kühnes Bild gebrauchen darf,



ermöglichen sie es einem Land, einen großen Teil seiner Landstraßen in gute Weiden und Getreidefelder zu verwandeln und dadurch den Jahresertrag des Bodens und der Arbeit beträchtlich zu vermehren. Man darf aber dabei keineswegs übersehen, daß Handel und Gewerbe zwar ein wenig ansteigen, dies aber insgesamt weniger sicher auf den Dädalusflügeln des Papiergeldes als auf dem soliden Untergrund von Gold und Silber geschieht. Zusätzlich zu den Unfällen, denen sie aufgrund der Ungeschicklichkeit der Zugführer dieses Papiergelds ausgesetzt sind, hängen sie von etlichen anderen ab, vor denen sie keine Klugheit und kein Geschick dieser Zugführer beschützen kann.<sup>24</sup>

Die Krise ist der Kairos der Entscheidung, der – recht genutzt – das Hinabwenden unbedeutsam und ungefährlich macht und der Katastrophe das Katastrophale nimmt. Die Erwartung der „Katastrophe“, das Hinabblicken auf den Boden unter den Füßen, das ist die eigentliche Urbedeutung des Wortes – auch wenn gar

---

<sup>24</sup> Adam Smith: *Wealth of Nations*, II.2.86. Zuerst 1776. [ti-ny.cc/smith2](http://ti-ny.cc/smith2)

nichts „Katastrophales“ geschieht. Dabei ist es auch als Hybris zu werten, wenn sich Ökonomen trotz Katastrophe, sehenden Auges wie Adam Smith, der Illusion der Steuerbarkeit hingeben. Ganz nüchtern und seriös reden sie von den Risiken, die sie „managen“, und gebären Schwarze Schwäne.

## Elitäre Ängste

Es überrascht demnach nicht, daß jene, die weit oben stehen, am ehesten hinabblicken. Es ist nicht bloß Blindheit, die Politiker, Ökonomen und Banker antreibt, weil sie ihnen den Blick hinab verwehrt. Vielmehr noch ist es Hybris. Die „katastrophale“ Stimmung ist nicht bloß eine Sache des „kleinen Manns“. Ganz im Gegenteil: Wenige ahnen, wie deutlich der Katastrophen-Blick der Eliten ist. In einem Buch, das letztes Jahr unter dem Titel „Wie Reiche denken und lenken“<sup>25</sup>

---

<sup>25</sup> Ganga Jey Aratnam et al. (2010): Wie die Reichen denken und lenken: Eine Analyse des Reichtums in der Schweiz: Geschichten, Fakten, Gespräche. Zürich: Rotpunktverlag. [tiny.cc/aratnam](http://tiny.cc/aratnam)

erschien, erfaßten Soziologen in sehr umfassender Form die Stimmungslage der reichsten Schweizer. Diese Soziologen waren über die Ergebnisse verblüfft bis erschüttert:

Alternierend ist in den Voten der (ehemals) Mächtigen und Reichen von Sintflut, Katastrophe und Eskalation zu hören. Richtig apokalyptisch.<sup>26</sup>

Zur Einstimmung auf die Katastrophe hier einige Zitate aus der Studie. Moritz Suter, Crossair-Gründer und ehemaliger Swissair-Chef, meint:

Wir haben eine grausam komplizierte Welt geschaffen und die wird es irgendwann sprengen. Aber dafür braucht es ein Gewitter.

Novartis-Präsident Daniel Vasella pflichtet bei:

Ich glaube nicht, daß wir diese Probleme bewältigen können, bevor uns große Katastrophen dazu zwingen. Aber Umbrüche gab es immer wieder in der Geschichte.

---

<sup>26</sup> Matthias Chapman: „Wir werden Aufstände, Willkür und Totalitarismus erleben“. Tagesanzeiger, 26.10.2010. [tiny.cc/chapman1](http://tiny.cc/chapman1)

Der Banker Paul Feuermann, der knapp 30 Jahre lang im Finanzgeschäft tätig war, zuerst als Direktor von Privatbanken, dann als UBS-Manager, wird besonders deutlich:

Die Weltwirtschaft schlittert in die schwerste Krise aller Zeiten. Wir werden Volksaufstände, Verelendung, Ungerechtigkeiten, Willkür, Totalitarismus, Mangelerscheinungen erleben, die heute in unserer Spaß- und Blödelgesellschaft unvorstellbar sind, die mit Brot und Spielen bei Laune gehalten wird. Die Krise wird mindestens zwei Jahrzehnte dauern. [...] Der Crash ist vor allem ein verheerender GAU im Markt von bezahlten Stellen, sogenannten Arbeitsplätzen. [...] sehr viele Leute werden ihrer materiellen Existenzgrundlage beraubt.

Wie paßt das mit der Kalmierung in den Massenmedien zusammen? In einem Interview an anderer Stelle schlägt der aktuelle UBS-Chef Oswald Grübel ähnliche Töne an, muß aber doch noch „Verantwortung“ beweisen. Er verteidigt die „Rettung des Euro“, d.h. der Banken, so:

G: [...] Es gibt keine andere Lösung. Entweder in den Ab-

grund springen oder Umkehr und Rettung.

W: Wäre es nicht besser die Währungsunion aufzubrechen?

G: Nein, das wäre ein Katastrophe. Die Länder schulden sich gegenseitig zu viel Geld, das ist alles verwachsen. Niemand würde seine Schulden mehr bezahlen. Und der, der am meisten ausgeliehen hat an alle andern, wäre der Verlierer. Ich würde annehmen, das ist Deutschland.

W: Was würde bei einem Zusammenbruch des Euro passieren?

G: Das europäische Sozialsystem würde sofort kollabieren. Das träfe auch die Schweiz massiv. Wenn das Sozialsystem einstürzt, sind die Folgen untragbar. Unvorstellbar.<sup>27</sup>

Das Dilemma der Eliten beschrieb der moderne Machiavellist James Burnham so, daß sie sich nach und nach in Aufrichtige aber Naive und Sehende aber Zynische aufspalte:

Jeder Teil der Elite, der versucht, wissenschaftlich zu han-

---

<sup>27</sup> Roger Köppel: „Tell würde sich im Grab umdrehen“, Interview mit UBS-Chef Oswald Grübel, Weltwoche Nr. 51/52, 2010.tiny.cc/gruebel (pdf)

deln, steht vor einem Dilemma. Das politische Leben der Masse und der Zusammenhang der Gesellschaft erfordern die Annahme eines Mythos. Die wissenschaftliche Einstellung der Gesellschaft gegenüber erlaubt den Glauben an die Wahrheit der Mythen nicht. Doch müssen sich die Führer öffentlich zum Glauben an diese Mythen bekennen, ja, sie unterstützen, sonst bricht das Gefüge der Gesellschaft zusammen, und die Führer werden gestürzt. Kurz, wenn die Führer wirklich wissenschaftlich eingestellt sind, müssen sie lügen. Es ist schwer, in der Öffentlichkeit immer lügen zu müssen und gleichzeitig privat objektiv bei der Wahrheit zu bleiben. Es ist nicht nur schwer, sondern oft auch wirkungslos, denn Lügen machen nur dann Eindruck, wenn sie mit Überzeugung vorgebracht werden. Die Tendenz besteht, daß die Betrüger sich selbst zu betrügen beginnen und an ihre eigenen Mythen glauben. Wenn dies geschieht, sind sie nicht mehr wissenschaftlich. Aufrichtigkeit wird auf Kosten der Wahrheit erkaufte.<sup>28</sup>

Auch in Deutschland sprechen die Eliten hinter den

---

<sup>28</sup> James Burnham (1949): Die Machiavellisten. Verteidiger der Freiheit. Zürich: Pan Verlag. S. 269. [tiny.cc/burnham3](http://tiny.cc/burnham3)

Vorhängen zunehmend Klartext. Ein beachtenswerter Artikel in der *Zeit*, auf den mich mein Freund und Unterstützer Luke aufmerksam machte, orakelte vor kurzem über die Zeichen und sieht eine anbrechende Endzeitstimmung:

Alles begann mit kleinen Signalen, Zeichen, die sich zu verdichten schienen. Da war der Nordic-Walking-Partner eines Verwandten. Er gestand auf einer ihrer abendlichen Touren durch den Vorort, daß er im Supermarkt, wann immer seine Frau nicht dabei sei, einige Konservendosen zusätzlich in den Wagen lege. Er habe Angst, daß ein zweiter Finanzcrash kommen werde, der so schlimm sei, daß die Supermärkte leer wären – und daß seine Frau ihn auslachen würde, wenn sie von seiner Angst erführe. Die Ware lagere er im Keller unter der Werkbank.

Kurz darauf wurde in einer Fernsehsendung der Vorsitzende einer Schrebergartenkolonie bei München interviewt. Er sagte, daß sein Verein Auswahlverfahren habe einführen müssen. Die Kandidaten seien Schwabinger Yuppies, also Menschen, für die das Wort »Parzelle« vor Kurzem noch ein Synonym für Spießhölle war.

In Berlin kannte jemand eine Gruppe Cutter und Programmierer, Mitarbeiter eines Fernsehsenders, die einen ganzen Weiler in Brandenburg instand gesetzt hatten – als Wochenenddomizil, aber auch als Ort, an dem man im Notfall autark wäre. Einen Dieselgenerator hätten sie bereits angeschafft und einen Sicherheitsmann beim Sender (halb im Scherz) gefragt, ob er sie verteidigen würde.

Und dann gab es noch eine Osteopathin bei Nürnberg, die von einer Patientin wußte, einer sehr wohlhabenden Patientin, die ihre Garage mit Lebensmitteln vollgestellt habe. Die Reichen, sagte sie, seien ja bekanntermaßen immer besser informiert.

Eine Rundmail an Menschen in der Finanzwelt, mit der Frage, ob sie panische Banker kennen. Nach Tagen kam eine Rückmeldung, Betreffzeile: »Staatsbankrott«. »Um es gleich vorwegzunehmen«, stand da, »die meisten Leute in meinem direkten Umfeld haben den Glauben an Deutschland/Europa/eine bessere Zukunft verloren. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Banker in London sich Ackerland, Gold und Hard Assets zulegen und gleichzeitig hoffen, daß die jetzige Form der Geldvermehrung noch lange anhält. Doch jeder ist sich bewußt, daß wir in einer gekauften Zeit



leben.« Er sei 35 Jahre alt, schrieb der Verfasser, und seit fünf Jahren in London im Investmentbanking tätig.<sup>29</sup>

## Chronisches Haben

Friedrich Georg Jünger würde sich hierin bestätigt sehen. Was Marx die Entfremdung, ist ihm die Angst. Wenn wir noch den christlichen Marxisten Erich Fromm hinzuziehen, kommen wir zu einer Diagnose, die der Angst einen Trieb „chronischen Habens“ zugrunde legt. Jünger nimmt den Gedanken der „Risikogesellschaft“ vorweg:

Das neunzehnte Jahrhundert [...] ist das Jahrhundert des intensiven und wachsenden Sicherungsbedürfnisses. In ihm kommt eine Art Mensch auf, deren Sicherungsbedürfnis immer heftiger wird. Die Angst wächst schon. Wie es zu diesem Sicherheitsbedürfnis kommt, bleibt unverständlich, wenn nicht hinzugedacht wird, daß der Mensch sich mit mechanischen Mitteln zum Herrn des Naturgeschehens

---

<sup>29</sup> Heike Faller: „Rette sich, wer kann!“ Zeit.de, 23.2.2011. [tiny.cc/faller](http://tiny.cc/faller)

aufwerfen will. Seine Erfolge darin sind erstaunlich. Aber sie sind nicht größer als die Bedrohungen; was er beherrscht, setzt ihm zu. Dieses Sicherheitsbedürfnis kennzeichnet sich nicht durch den Zweifel und die Skepsis an den möglichen und erreichbaren Sicherungen, sondern durch den Glauben an sie und einen Optimismus, der von vornherein die warnenden Stimmen außer acht läßt. Daß dort, wo die Sicherungen vermehrt werden, zugleich die Gefängnisse vermehrt werden, leuchtet niemandem ein. Der Glaube an den risikolosen Menschen schließt schon das Zuchthaus oder Konzentrationslager ein, in das dieser Mensch zuletzt gesperrt wird. Aber dieser Glaube verbreitete sich überallhin.<sup>30</sup>

An der modernen Technik sieht Jünger ausschließlich die systematische Bewirtschaftung des chronischen Habens, die als Gegenseite immerfort den Mangel reproduzieren muß.

Das Kennzeichen solcher Mangelorganisationen ist, daß sie nichts erzeugen und vermehren. Sie bauen den vorhandenen Reichtum nur ab, und sie leisten diese Aufgabe um so vor-

---

<sup>30</sup> Jünger (2010): Perfektion der Technik. S. 348.

züglicher, je rationaler sie gedacht sind. Es gibt deshalb kein sichereres und untrüglicheres Kennzeichen der Armut als die fortschreitende Zweckmäßigkeit der Organisation, die durchgreifende Verwaltung und Bewirtschaftung des Menschen durch eine Bürokratie von Fachleuten, welche eigens zu diesem Zwecke geschult sind. Technisch gesehen, ist die rationalste Organisation die allerbeste, das heißt diejenige, die den größten Verzehr möglich macht, denn je rationaler sie ist, desto unerbittlicher räumt sie mit dem Vorhandenen auf. In einer Verlustwirtschaft ist die Organisation das letzte Intakte und Unversehrte; sie wird um so mächtiger, je mehr die Armut zunimmt. Das Verhältnis ist reziprok, denn je mehr das Unorganisierte dahinschwindet, desto weiter dehnt sich die Organisation aus. (S. 25)

Ist tatsächlich etwas dran an der These, die Technik als Grund der Zentralisierung und Proletarisierung zu betrachten? Das war eigentlich auch die These der Ludditen, die sinnlosen Widerstand gegen die Maschinen leisteten.<sup>31</sup> Vielmehr erscheint mir die Großtechnik

---

<sup>31</sup> Siehe Scholien 02/10, S. 24f.

als Symptom der Massengesellschaft, der Kreditfinanzierung, des totalitären Zentralstaates. Ein wenig haben wir es aber in der Tat mit einem Henne-Ei-Problem zu tun. Ohne Kreditausweitung wären der Großtechnik engere Grenzen gesetzt, doch ist diese Technik einmal im Einsatz, scheint sie nach Kredit zu dürsten. Der englische Ökonom Walter Bagehot beschreibt das enge Zusammenspiel zwischen Kreditausweitung und Eisenbahnen in seinem Klassiker *Lombard Street*:

Wenn irgendeine Nation – insbesondere eine arme Nation – gar eine Eisenbahn errichten möchte – kommt sie in jedem Fall für das Geld zu diesem Land – zum Land der Banken. [...] ein Bürger im London der Zeit von Königin Elisabeth hätte sich unsere Geisteshaltung niemals vorstellen können. Er hätte gedacht, daß es nutzlos ist, Eisenbahnen zu erfinden (wenn er verstanden hätte, was eine Eisenbahn bedeutet), wenn man nicht in der Lage ist, das Kapital für ihre Herstellung zu beschaffen. Im Moment gibt es in den Kolonien und allen primitiven Ländern nicht genügend verfügbares Geld; es gibt keinen Fonds, von dem man borgen kann und aus dem heraus man enorme Werke herstellen könnte.

Nimmt man die Welt als Ganzes – entweder jetzt oder in der Vergangenheit – dann ist es gewiß, daß in armen Staaten kein Geld für neue und große Unternehmungen übrig ist und daß das Geld in den meisten reichen Staaten zu verstreut und zu sehr an seinen Eigentümern haftet, um in großen Mengen für neue Zwecke verfügbar zu sein. Ein Ort wie die Lombard Street, an der Geld im Gegenzug für Sicherheiten oder annehmbare Erfolgsaussichten nahezu immer verfügbar ist, bedeutet einen Luxus, den kein Land in irgendeiner vergleichbaren Form jemals genossen hat<sup>32</sup>

## Technisches Kollektiv

Die Massengesellschaft nennt Friedrich Georg Jünger das „technische Kollektiv“. In der Tat ist die Technikbegeisterung der meisten totalitär-utopischen Entwürfe wohlbekannt, wenngleich es durchaus auch antitechnische Utopien gab und gibt. Es ist allerdings fraglich, ob Totalitarismus ohne Technik überhaupt bestehen kann

---

<sup>32</sup> Walter Bagehot (1873): Lombard Street: A Description of the Money Market. London: Henry S. King and Co. [tiny.cc/bagehot](http://tiny.cc/bagehot)

– ein solcher ist eigentlich nur in kleinen Gemeinden denkbar, etwa den frühen protestantischen Enklaven wie Genf. Einen Flächenstaat totalitär zu kontrollieren benötigt Technik. Diese dient dann als Erweiterung der Augen und Hände des Tyrannen. Neben der Kollektivierung der Herrschaft und der Ausbildung einer tyrannischen Hydra, ist es die damit verbundene Technisierung, die die berühmte Analyse von Étienne de La Boétie, die vor bald einem halben Jahrtausend verfaßt wurde, viel ihrer Aktualität und Gültigkeit nimmt:

O ihr armen, elenden Menschen, ihr unsinnigen Völker, ihr Nationen, die auf euer Unglück versessen und für euer Heil mit Blindheit geschlagen seid, ihr laßt euch das schönste Stück eures Einkommens wegholen, eure Felder plündern, eure Häuser berauben und den ehrwürdigen Hausrat eurer Väter stehlen! Ihr lebet dergestalt, daß ihr getrost sagen könnt, es gehöre euch nichts; ein großes Glück bedünkt es euch jetzt, wenn ihr eure Güter, eure Familie, euer Leben zur Hälfte euer Eigen nennt; und all dieser Schaden, dieser Jammer, diese Verwüstung geschieht euch nicht von den Feinden, sondern wahrlich von dem Feinde und demselbi-

gen, den ihr so groß machet, wie er ist, für den ihr so tapfer in den Krieg ziehet, für dessen Größe ihr euch nicht weigert, eure Leiber dem Tod hinzuhalten. Der Mensch, welcher euch bändigt und überwältiget, hat nur zwei Augen, hat nur zwei Hände, hat nur einen Leib und hat nichts anderes an sich als der geringste Mann aus der ungezählten Masse eurer Städte; alles, was er vor euch allen voraus hat, ist der Vorteil, den ihr ihm gönnet, damit er euch verderbe. Woher nimmt er so viele Augen, euch zu bewachen, wenn ihr sie ihm nicht leiht? Wieso hat er so viele Hände, euch zu schlagen, wenn er sie nicht von euch bekommt? Die Füße, mit denen er eure Städte niedertritt, woher hat er sie, wenn es nicht eure sind? Wie hat er irgend Gewalt über euch, wenn nicht durch euch selber? Wie möchte er sich unterstehen, euch zu placken, wenn er nicht mit euch im Bunde stünde? Was könnte er euch tun, wenn ihr nicht die Hehler des Spitzbuben wäret, der euch ausraubt, die Spießgesellen des Mörders, der euch tötet, und Verräter an euch selbst? Ihr säet eure Früchte, auf daß er sie verwüste; ihr stattet eure Häuser aus und füllet die Scheunen, damit er etliches zu stehlen finde; ihr zieht eure Töchter groß, damit er der Wollust frönen könne; ihr nähret eure Kinder, damit er sie, so viel er nur kann, in den Krieg und auf die Schlachtbank

führe; damit er sie zu Gesellen seiner Begehrlichkeit, zu Vollstreckern seiner Rachbegierden mache; ihr rackert euch zu Schanden, damit er sich in seinen Wonnen räkeln und in seinen gemeinen und schmutzigen Genüssen wälzen könne; ihr schwächt euch, um ihn stärker und straff zu machen, daß er euch kurz im Zügel halte: und von so viel Schmach, daß sogar das Vieh sie entweder nicht spürte, oder aber nicht ertrüge, könnt ihr euch frei machen, wenn ihr es wagt, nicht euch zu befreien, sondern nur es zu wollen. Beschließt, nicht mehr zu dienen, und ihr werdet sofort frei sein. Ich bitte nicht darum, daß ihr Hand an den Tyrannen legt und ihn stürzt, sondern einfach, daß ihr ihn nicht mehr unterstützt; dann werdet ihr sehen, wie er wie ein riesiger Koloß, dem der Sockel weggezogen wurde, unter seinem eigenen Gewicht fällt und in Stücke zerbricht.<sup>33</sup>

Aus Sicht Jüngers sind es aber mehr noch die scheinbar günstigen Wirkungen der Technik als ihr militärischer und polizeilicher Einsatz, die das Kollektiv notwendig

---

<sup>33</sup> Étienne de La Boétie: De la servitude volontaire ou Contr'un – suivi de sa réfutation par Henri de Mesmes. Verfaßt vor 1550, Erstabdruck 1562. [tiny.cc/boetie](http://tiny.cc/boetie)



hervorbringen. Die standardisierte Massenproduktion und damit quantitativ überreichliche Versorgung mit „fungiblen, konsumtiblen, teilbaren Sachen“ würde nach und nach die Eigentumsordnung untergraben. Sein Argument ist subtil und nicht von der Hand zu weisen: Bei Gütern ohne jede Eigentümlichkeit, die keine Verbindung mehr zu realen Personen aufweisen, reiche das Konzept des Besitzes vollkommen, Eigentum werde unnötig. Interessanterweise ist dies als Forderung relativ häufig in der technoiden Welt des Internets zu vernehmen. Begünstigt wird dies dadurch, daß im Virtuellen die Knappheit fehlt, bis in die intimsten Bereiche hinein: Millionen können gleichzeitig denselben Avatar als „Freund“ oder sexuellen Stimulans benutzen. Jünger prophezeite:

In der Tat strebt das technische Kollektiv auf einen solchen Zustand zu, denn indem es die Eigentumsordnung auflöst, vermehren sich in ihm die fungiblen und konsumtiblen Sachen fortwährend. Was das Maschinenkollektiv herstellt, ist eine von der Maschinerie abhängige Sachenwelt, die vollkommen fungibel und konsumtibel ist, sind technische Wa-

ren, technische Markenartikel, denn andere kann es nicht herstellen. Die aus exakten mechanischen Wiederholungen, hervorgehende Gleichförmigkeit dieser Sachenwelt hat nichts Eigentümliches mehr und entgleitet dem Eigentum.<sup>34</sup>

## Eigentümlichkeiten

Jünger verweist darauf, daß, im Deutschen wie im Lateinischen, das Eigentum eben eng mit der Eigentümlichkeit verbunden ist. Diese Eigentümlichkeit bestehe in den spezifischen und persönlichen Grenzen des Eigentums. Auch dies ist eine Wahrheit, die tief in unsere Sprache eingeprägt ist.<sup>35</sup> Dabei meint Jünger nicht nur die Grenzen zu den Mitmenschen – die Gerten, die die Gärten umranken, und die Umfriedung, die den Frieden bewahrt – und sondern auch die Grenzen, die das Natürliche dem Eigentümer selbst auferlegt. Erst diese Grenzen führen zu einer engen Bindung des Eigentums

---

<sup>34</sup> Jünger (2010): Perfektion der Technik. S. 258.

<sup>35</sup> Siehe Scholien 05/09.

an die Person; der Garten ist aufs Engste mit der Persönlichkeit des Gärtners verwoben. Jünger schließt:

Der Acker, der Weinberg, die Viehherde, das Haus wollen gepflegt werden. Das schafft Mühe, das setzt dem Menschen zu. Aber er kann sich dieser Last nicht entziehen, er muß zum Pfleger werden oder sein Eigentum abgeben. Die Ordnung des Eigentums ist nur als eine Ordnung von Pflegen denkbar. Wo keine Pflege ist, dort ist kein Eigentum. In den Zuständen vor der Eigentumsordnung ist daher auch diese Pflege nicht. [...] Das Eigentum hat Grenzen und ist an Grenzen gebunden, weil die Sache Grenzen hat, weil auch der Mensch Grenzen hat und an sie gebunden ist, weil sich die Menschen gegeneinander abgrenzen. Wenn das Eigentum aufgehoben würde, dann müßten auch die dadurch begründeten Grenzen und Marken fortfallen. Was würde dann geschehen? Dann würde sich das durchaus Dämonische der eigentumslosen Welt zeigen. Die Menschen würden sich sehr nahe kommen, unheimlich, ja unerträglich nahe, denn die Dinge wären nicht mehr zwischen ihnen. (S. 270f)

Von den Grenzen des Eigentums ausgehend, versucht Jünger auch eine Ehrenrettung des Geizes, der bei mir

weiter oben nicht allzu gut wegkam. Freilich war an jener Stelle das ewige Aufschieben des Seins im „chronischen Haben“ gemeint, Jünger geht es um das Abgrenzen und Abstecken im lebendigen Dasein. Erst der „Geiz“, den er meint, macht die Freigiebigkeit möglich, ist sogar deren notwendige Gegenseite. Am Ende tritt wieder Kairos in Gestalt der Fortuna zutage:

Es ist leicht einzusehen, daß der Geiz, die Härte, das Mißtrauen, die Verslossenheit der Bauern damit zusammenhängt, daß sie Eigentümer sind. Die Sorge, die Aufmerksamkeit, die sie ihrem Eigentum zuwenden, arbeitet solche Züge heraus. Der Mensch des technischen Kollektivs ist nicht geizig in diesem Sinne und kann es nicht sein, denn in einer eigentumslosen Welt hat dieser Geiz wenig Stützen und findet wenig Ermunterung. Man ist achtlos gegen das Eigentum, achtlos vor allem gegen das Eigentum anderer. Ebensowenig ist der Mensch des Kollektivs ein Schenkender, ist nicht spendabel, denn Geschenke, Spenden haben innerhalb des Kollektivs nur einen geringen Platz, können auch in einer Arbeitswelt keinen anderen haben. So gibt es in ihr, die in einem Zug und Gegenzug mechanischer Leistungen besteht, auch keinen rechten Platz für Glück. Fortu-

na, denn um sie handelt es sich hier, ist plötzlich da und liebt das Unvorhergesehene und die Überraschungen. An einen mechanisch bestimmten Ort, eine mechanisch bestimmte Zeit, eine mechanisch geübte Tüchtigkeit läßt sie sich nicht binden. (S. 274)

## Regime der Manager

Einen ähnlichen Übergang von einer Eigentumsordnung in eine mechanisierte Bürokratie sah auch James Burnham voraus, den ich schon hier und in den ersten Scholien dieses Jahres erwähnt habe. 1941 prophezeite er, daß nach den Weltkriegen ein Regime der Manager konsolidiert würde. Dabei würde der Staat die wesentliche Rolle spielen:

Nicht durch Eigentumsrechte, die sie als einzelne besitzen, werden die Manager die Kontrolle über die Produktionsmittel ausüben und bei der Verteilung bevorzugt werden, sondern mittelbar über die Kontrolle über den Staat, der seinerseits die Produktionsmittel zu Eigentum besitzt und kontrolliert. Der Staat oder vielmehr die Einrichtungen, die den Staat bilden, werden sozusagen das Eigentum der Manager sein, und das wird vollauf genügen, um ihnen die

Stellung einer herrschenden Klasse zu sichern. [...] in soziologischer und praktischer Hinsicht ist derjenige (oder diejenige Gruppe) Eigentümer der Produktionsmittel, der – wie immer es theoretisch oder formell sein mag – de facto die Kontrolle über den Zugang zu Produktionsmitteln und über die Verteilung von deren Produkten ausübt. [...] wenn schließlich der größere Teil der Produktionsmittel unter Eigentum und Kontrolle des Staates kommt, so ist der Prozeß im wesentlichen abgeschlossen. Der „beschränkte“ Staat des Kapitalismus wird ersetzt durch den unbeschränkten Managerstaat.<sup>36</sup>

Burnham vergleicht diese Entwicklung mit der Machtübernahme der Hausmeier (Hofverwalter) unter den fränkischen Merowingerkönigen, die zu Marionetten verkamen. Der Sohn des Hausmeiers Pippin, Karl der Große, beseitigte die Dynastie endgültig und rief sich selbst zum König aus, was Burnham als die bloß formelle Bestätigung einer längst vollzogenen soziologi-

---

<sup>36</sup> James Burnham (1948): Das Regime der Manager. Union Dt. Verlagsges. Zuerst 1941. S. 92, 115, 143. [tiny.cc/burnham4](http://tiny.cc/burnham4)

schen Tatsache beschreibt. In der Moderne habe die Technik eine noch weit größere Komplexität bewirkt, die einen ähnlichen Wandel begünstigen mußte:

Technische Fortschritte, die in den letzten hundertfünfzig Jahren alles übertrafen, was in der gesamten Geschichte vorher erreicht wurde, und das Anwachsen einer kompliziert untergeteilten Massenindustrie machten das privatkapitalistische Unternehmen und den Nach-Renaissance-Nationalismus zum Anachronismus. Privatunternehmer, deren Existenz von der Marktwirtschaft abhängt, haben sich als unfähig erwiesen, Großunternehmen zu verwalten, da ihre funktionellen Erfordernisse mit einer Marktwirtschaft unvereinbar sind. Ebenso wenig sind die Privatunternehmer fähig, eine Weltpolitik oder die großen Regionalstaaten zu organisieren, die das politische Minimum sind, das zur Weiterexistenz des zeitgenössischen sozialen und wirtschaftlichen Lebens notwendig ist. Dazu kommt, daß die Privatkapitalisten sich als unfähig erwiesen haben, die Massen-Arbeiterbewegung zu organisieren und im Zügel zu halten, die als die größte neue soziale Kraft durch die strukturellen Veränderungen in der modernen Wirtschaft ins Leben gerufen wurde. Die Führerschaft über diese Bewe-

gung ist schon in andere Hände übergegangen.<sup>37</sup>

Die alte, kapitalistische Elite habe sich dabei durchaus selbsttätig zurückgezogen, in einer Entwicklung, die zu der des feudalen Adels analog war:

Während der letzten Generation in den Vereinigten Staaten, und einige Jahrzehnte früher in Europa, haben viele Mitglieder der kapitalistischen herrschenden Klasse, besonders in den höchsten Schichten, ihr aktives, politisches und wirtschaftliches Leben aufgegeben, um sich Vergnügungen und kulturellen Interessen zuzuwenden.

Hier tritt die marxistische Prägung des ehemaligen Troztkisten Burnham zutage. Doch bald löste er sich von seinen revolutionären Ansichten und darf als einer der frühesten Neokonservativen gelten. Als Machiavellist hatte er einen zu nüchternen Blick, um sich von sozialistischen Mythen bannen zu lassen. Er beobachtet das Aufkommen einer neuen Art des Totalitarismus in seinem Heimatland, was er als paradoxes politisches

---

<sup>37</sup> Burnham (1949): Machiavellisten. S. 234.



Phänomen deutet:

die in den Vereinigten Staaten rapid zunehmende Zahl von Menschen, die man richtigerweise als „demokratische Totalitäre“ nennen darf. Pathologische Zeitungen wie die *New Yorker P. M.*, verhinderte Poeten wie Archibald McLeish, cholerische Bürokraten wie Harold Ickes, Rinnsteinjournalisten, die versuchen, aus dem Rinnstein zu kriechen, wie Walter Winchell, schuldbeladene Bankierssöhne wie Corliss Lamont, Schriftsteller, die versuchen, die Öffentlichkeit vergessen zu machen, daß sie einmal glaubte, es gäbe etwas gegen den Krieg zu sagen, wie Walter Millis, ehrgeizige Detektivschriftsteller wie Rex Stout, Minister, die sich über das Sprungbrett freuen, das sich ihnen als Mitläufern der Kommunistischen Partei bietet — alle diese Leute sind die extremsten Demokraten dieses Landes und wahrscheinlich der Welt, wie wir mit Leichtigkeit aus ihren Reden, Artikeln und Büchern entdecken können. Im Namen ihrer Demokratie predigen sie die Auffassung des Bonapartismus, sie befürworten die Unterdrückung der besonderen Einrichtungen und der besonderen Rechte und Freiheiten, die das Individuum noch vor dem Vorrücken dieses zügellosen Zustandes schützen.

Als ein Symptom des Umbruchs sieht er das Phänomen der Arbeitslosigkeit, ohne es ökonomisch näher zu deuten. Das Regime der Manager habe es verstanden, die Masse zu kanalisieren und zu disziplinieren. Doch dieses Regime wird das kurzlebigste sein, prophezeit Burnham. Er ahnt, daß die Verwaltung zur Hybris neigt und sich dabei überschätzt, die Massengesellschaft ruhig halten zu können. Der nächste Umbruch bahne sich bereits an:

Ständige Massenarbeitslosigkeit ist in der Geschichte nichts Neues. Sie ist vielmehr ein Symptom dafür, daß eine bestimmte Gesellschaftsordnung nahezu am Ende ist. In den letzten Jahren des athenischen Staates trat sie unter den minderbemittelten Bürgern auf, ebenso unter dem ständischen Proletariat (so hieß es damals schon!) des Römischen Reiches und, was besonders beachtlich ist, unter den enteigneten Hintersassen und Leibeigenen des ausgehenden Mittelalters, die vom Lande vertrieben worden waren, um für dessen kapitalistische Nutzung Raum zu schaffen. Die Massenarbeitslosigkeit zeigt an, dass die bisherige Gesellschaftsordnung zusammengebrochen und nicht mehr imstande ist,

ihren Gliedern sozial nützliche Funktionen zuzuweisen, selbst wenn man den ihr eigenen Begriff von sozialer Nützlichkeit zugrunde legt. Sie kann die untätigen Massen auf die Dauer nicht unterstützen, weil ihre Mittel dafür nicht ausreichen.<sup>38</sup>

## Humanitäre Guillotinen

Burnham läßt offen, was an die Stelle des Managerregimes treten könnte. Er bekennt sich zum Pessimismus und folgt dabei dem faschistischen Syndikalisten Georges Sorel, der ebenfalls marxistisch geprägt war. Sorel hob sich in durchaus kluger Weise von den politischen „Optimisten“ ab:

Der Optimist ist in der Politik ein unbeständiger, wenn nicht gefährlicher Mensch, weil er sich die Schwierigkeiten, die seine Pläne bieten, nicht klar macht [...]. Wenn er von überschwenglichem Temperament ist und unglücklicherweise über große Macht verfügt, die ihm erlaubt, das Ideal zu verwirklichen, das er sich verfertigt hat, kann der Opti-

---

<sup>38</sup> Burnham (1948): Regime der Manager. S. 45.

mist sein Land zu den schlimmsten Katastrophen führen. Er wird in der Tat bald einsehen, daß soziale Umwandlungen sich keineswegs mit der Leichtigkeit verwirklichen lassen, mit der er gerechnet hat; er glaubt, daß dies der Fehler seiner Mitmenschen sei, statt sich den Gang der Dinge durch historische Notwendigkeiten zu erklären; er gerät in Versuchung, sich der Leute zu entledigen, deren böser Wille ihm für das Glück aller gefährlich erscheint. In Zeiten der Schreckensherrschaft waren es gerade die Männer, die am lebendigsten den Wunsch hatten, ihre Mitmenschen das erträumte goldene Zeitalter genießen zu lassen und die das meiste Mitgefühl für das Elend der Menschen besaßen, die das meiste Blutvergießen hervorriefen. Optimisten, Idealisten und empfindsame Seelen zeigten sich um so unerbittlicher, je drängender in ihnen der Wunsch nach Menschheitsbeglückung lebte.<sup>39</sup>

Das erinnert an die Warnung der amerikanischen *Ur-libertarian* Isabel Paterson, daß der „Humanitäre“ oftmals eine Guillotine im Gepäck habe. Es ist eine bittere

---

<sup>39</sup> George Sorel (1941/2002): *Reflections on Violence*. Cambridge U. Press. S. 10. Zuerst französisch 1906. [tiny.cc/sorel](http://tiny.cc/sorel)

Ironie, daß man Patersons Worte heute den ideologischen Nachfahren Burnhams, den Neocons mit ihrem „humanitären Interventionen“ ins Stammbuch schreiben müßte. Ich erlaube mir ein Zitat aus den Scholien 02/10 ein wenig anders zusammengefaßt zu wiederholen:

Das meiste Unheil in der Welt wird von guten Menschen verübt, und nicht aus Zufall oder Versehen. Es ist die Folge ihrer bewußten Handlungen. Das ist nachweislich wahr; es könnte gar nicht anders sein. Der Prozentsatz bösariger, lasterhafter oder verdorbener Menschen ist notwendigerweise gering, da keine Art überleben könnte, wenn seine Angehörigen einander gewohnheitsmäßig und gezielt verletzen würden. Zerstörung ist so einfach, daß selbst eine Minderheit von anhaltend negativen Vorsätzen getriebenen die Mehrheit der Wohlwollenden auslöschen könnte, die ein derartiges Verhalten nicht erwartet. Mord, Raub, Vergewaltigung und Zerstörung stehen problemlos und jederzeit in der Macht eines jeden einzelnen. [...] Berechnete man den durch vorsätzlich handelnde Kriminelle verursachten Schaden, wäre die Anzahl der Morde, das Ausmaß des Schadens und der Verluste im Vergleich zur Gesamtzahl der

Todesfälle und der Verwüstung, die bei Menschen durch ihresgleichen verursacht wurden, vernachlässigbar. Somit ist es offensichtlich, daß in Zeiten, in denen Millionen von Menschen abgeschlachtet werden, Folter praktiziert wird, Hungersnöte hervorgerufen werden, Unterdrückung zum Mittel der Politik wird, wie es gegenwärtig in weiten Teilen der Welt der Fall ist und in der Vergangenheit der Fall war, dies auf Geheiß sehr vieler guter Menschen geschehen muß, oftmals sogar durch deren direkte Handlungen für einen von ihnen als wertvoll erachteten Zweck. Wenn sie nicht die unmittelbar Ausführenden sind, beteiligen sie sich durch das Erteilen von Genehmigungen, das Ausklügeln von Rechtfertigungen oder indem sie die Fakten mit Stille verhüllen und Debatten mißbilligen. [...]. Warum brachten die humanitären Philosophen im Europa des 18. Jahrhunderts die Terrorherrschaft? Es passierte nicht zufällig; es folgte aus der Grundannahme, dem Ziel und dem vorgeschlagenen Mittel. Das Ziel ist es, für andere Gutes zu tun als primäre Rechtfertigung der eigenen Existenz; das Mittel ist die Macht des Kollektivs; und die Annahme ist, daß das „Gute“ kollektiv ist. [...] Wenn das primäre Ziel des Philanthropen, die Rechtfertigung seines Lebens ist, anderen zu helfen, erfordert sein höchstes Gut, daß andere dieser

Hilfe bedürfen. Sein Glück folgt aus ihrem Unglück. Wenn er „der Menschheit“ helfen will, muß die gesamte Menschheit hilfsbedürftig sein. [...] Der Humanitäre will Gottes Stelle einnehmen.<sup>40</sup>

## Machina ex Deo

Interessanterweise heißt Patersons Buch „Der Gott der Maschine“. Es ist nicht ganz klar, wie der Titel gemeint ist. Vermutlich soll er eine Umkehrung des *Deus ex machina* sein, denn Paterson sieht die *machina ex Deo*: Die Maschine sei Ausdruck menschlicher Schaffenskraft, die Quelle menschlicher Energie allerdings Gott. Paterson tritt an, die amerikanischen „Maschinenwirtschaft“ gegen den Kollektivismus zu verteidigen und tut dies mit dem typisch amerikanischen Pathos, das auf den protestantischen Prediger an der *frontier* zurückgeht. Sie formuliert eine These, die der von Friedrich Georg Jünger exakt widerspricht:

---

<sup>40</sup> Isabel Paterson(1943/1993):The God of the Machine. Transaction Publishers. S. 235ff. [tiny.cc/paterson1](http://tiny.cc/paterson1)

Es ist heute ein gängiges Klischee, daß die Verbrennungsmaschine ein angeblich neues Prinzip oder eine neue Form politischer Organisation herbeigeführt oder gebraucht hätte. Das ist lächerlich. Der Mensch selbst ist eine Verbrennungsmaschine, er ist der Bestimmende und seine Geräte sind Vielfache seiner eigenen Fähigkeiten und Kräfte. Die Verbrennungsmaschine erhöhte das Ausmaß der Produktion, von Energie in dem bereits bestehenden langen Kreislauf, das ist alles. Die Zusammenhänge sind unverändert. Die notwendige Übertragungsleitung ist dieselbe; es ist das Privateigentum. Der notwendige Grundzustand der Menschen ist derselbe; es ist Freiheit. Die einzige Veränderung betrifft das Ausmaß, was nur zu einem Bedarf von mehr desselben führen kann, absoluten Schutz des Privateigentums, volle persönliche Freiheit und solide autonome regionale Basen für eine föderale Struktur. (S. 140)

Für Paterson ist Technik ohne Freiheit gar nicht denkbar, die Maschine daher ein Symbol der Freiheit. Freiheitsfeindliche Regime können nur deshalb zu einer Bedrohung werden, weil sie sich der Technik bemächtigen, die freie Menschen hervorgebracht haben. Der Kollektivismus sei nicht in der Lage, selbst etwas Neues



hervorzubringen:

Eine auf Maschinen fußende Wirtschaft kann nicht auf Grundlage einer mechanistischen Philosophie funktionieren. [...] Somit ist die kollektivistische Gesellschaft statisch. Jegliche produktive Maschinerie in ihr muß von einem anderswo liegenden Gebiet der Freiheit, einer freien Wirtschaft, geerbt oder geborgt worden sein. Aufgrund derartiger Anleihen muß niemand im Kollektiv Verantwortung für die Entscheidungen und Kosten, die mit der ursprünglichen Erfindung verbunden waren, übernehmen. Die Maschinerie kann zu einem Fixpreis übernommen werden. Sie kann sogar zu einem festgesetzten Kostenvoranschlag nachgemacht werden; aber sie kann nicht erfunden werden. [...] Eine vollständig „geplante“ Wirtschaft, die eine Sklavenwirtschaft darstellt, kann zu einem gewissen Grad hochleistungsfähige Maschinerie einbinden und sie für einen begrenzten Zeitraum mit schwindenden Erträgen am Laufen halten, um sie für Kriegszwecke einzusetzen. Die Sklavenwirtschaften der Sowjets und Deutschlands haben das getan, doch keine von ihnen kann ihre maschinelle Ausrüstung aufrechterhalten, ohne stetig Ersatz aus freien Nationen zu beschaffen. (S. 156, 198, 288)

Darum teilt Paterson auch den Pessimismus nicht, daß die Kontrolle über die Technik durch das Regime der Staatsmanager diesen einen ungebremsten Totalitarismus erlaube. Ihr Argument ist gut: Die höhere Abhängigkeit der Menschen von einander, die entwickelte Technik nach sich zieht, führe auch zu einer größeren Abhängigkeit des Staates von seinen Untertanen – womit de La Boétie wieder zu seinem Recht verholffen wäre:

In den letzten Jahren wurde vorgebracht, daß eine Revolution unmöglich wird, wenn eine Regierung über maschinelle Technologie verfügt, weil die unbewaffnete Bevölkerung gegenüber hochwirksamen Waffen hilflos ist. Das Gegenteil ist richtig: Die hochtechnologisch ausgerüstete Armee hängt für das Funktionieren ihrer Waffen und ihrer Versorgung vollkommen vom steten und ungehinderten Funktionieren der öffentlichen Ordnung ab. Flugzeuge und Panzer sind noch unmittelbarer abhängig von der Produktion in der Fabrik als der Ritter vom Schmied. Und maschinelle Produktion kann mit Zwangsarbeit nicht effizient aufrechterhalten werden. (S. 99)

Der demokratieskeptische Burnham jedoch sieht diese Abhängigkeit noch nicht als hinreichend dafür, Freiheit zu ermöglichen. Denn wer sagt, daß die Untertanen ihre Freiheit vorziehen? Darum predigt er eher die Unabhängigkeit. Der Individualismus Patersonscher Prägung, der sich in den USA *libertarianism* nennt, könnte die Tyrannei erleichtern. Der Staat möge zwar auf die Untertanen heute viel stärker angewiesen sein als jemals zuvor, zumal kein autonomer Hof mehr besteht und die Produktivreserven im Vergleich zum Staatskonsum verschwindend gering sind. Doch das fällt nicht ins Gewicht, wenn der Staat auf die Untertanen niemals im Konkreten, sondern stets nur im Allgemeinen angewiesen ist: wenn die Untertanen so fungibel werden wie die massenproduzierten Güter, weil sie einer atomisierten Masse aufgehen. Burnham bezieht sich auf Gaetano Mosca, den ich in den ersten Scholien dieses Jahres bereits vorgestellt habe:

Das Recht auf öffentliche Opposition gegen die Herrschenden, der Kern der Freiheit, kann nicht durch bloßes Wün-

schen bewahrt werden — außerdem ist es sehr zweifelhaft, ob die Mehrheit der Menschen sich in irgendeiner Weise darum kümmert. In der Gesellschaft muß eine Zahl relativ autonomer „sozialer Kräfte“ (wie Mosca sie nennt) vorhanden sein. Es ist notwendig, daß keine einzelne soziale Kraft — zum Beispiel die Armee, flüssige Geldmittel, die Kirche, die Industrieriverwaltungen, die Landwirtschaft, die Arbeiterschaft, der Staatsapparat, oder was es auch sein mag — stark genug sei, die andern zu unterdrücken, und somit in die Lage komme, über alle Phasen des Soziallebens zu dominieren. [...] Die Verteidigungswaffen der Freiheit sind nicht Einigkeit, sondern Uneinigkeit, nicht der moderne Staat, sondern alles, was in der Lage ist, sich gegen den Staat zu behaupten, nicht die Führer, sondern die unbeugsamen Gegner der Führer, nicht die Übereinstimmung mit der offiziellen Meinung, sondern beharrliche Kritik.<sup>41</sup>

Diese Unabhängigkeiten „sozialer Kräfte“, die Schichtung und Heterogenität einer Gesellschaft, könnten wiederum durchaus durch die „Perfektion der Technik“ bedroht sein.

---

<sup>41</sup> Burnham (1949): Machiavellisten. S. 249, 252.

## Gewußt wie

Freilich ist die Technik kein selbsttätiger Akteur. Was ist sie überhaupt? Das griechische Wort ist ein wenig rätselhaft, auf den ersten Blick ist es ein Pleonasmus: Technik bedeutet „Kunstkunst“. τέχνη ist das „Gewußt wie“ – im Gegensatz zur ἐπιστήμη (Episteme), dem „Gewußt was“. ική bezeichnet die Kunst, das rechte Maß zu halten und die Dinge richtig zu machen. Technik ist also richtiges Gewußt wie. Damit schließen wir nahtlos an die letzten Scholien an, in denen – Georg Simmel folgend – die Wirkungen des Geldes betrachtet wurden, die denen der Technik eng verwandt sind. Wie das Geld ist die Technik Inbegriff des Mittels (des Wie), und die Mittelhaftigkeit steht seit je her in Konkurrenz zur Teleologie (das Was und Wozu). In einer Gesellschaft, der das Telos verloren geht, neigen die Mittel dazu, sich scheinbar von den Zwecken zu emanzipieren. Sie sind dann nicht mehr bloß Werkzeuge, sondern werden zu Maßstäben. Der freie, verantwortliche, dynamische Akteur im Sinne Patersons paßt die

Technik als Werkzeug seinen Zwecken an; der statische Massenmensch wird der Technik angepaßt und selbst zum Werkzeug. Im derzeit massiv *gehypeten* Segment der *social media*, in das die überschüssigen virtuellen Gelder gespült werden, läuft das geflügelte Wort um: *If you're not paying for it, you're not the customer; you are the product being sold*. Wenn man für etwas nicht bezahlt, dann ist man nicht der Kunde, sondern das Produkt, das verkauft wird.

In diesem Sinne hat Friedrich Georg Jünger recht: Wenn die Technik zum Prokrustesbett wird, ist es um die Freiheit geschehen. Ebenso kritisch sehe ich es, wie der treue Leser weiß, wenn die Technik selbst als utopisches Telos präsentiert wird – als Heilsversprechen. Technik verspricht wie die meisten Utopien das Ende der Knappheit. Die Sehnsucht dahinter ist nichts als existentielle Feigheit. Das Ende der Knappheit wäre nämlich das Ende der Entscheidungen, das katastrophale Ende der Krisenhaftigkeit unserer Existenz.

Tritt die Technik als Utopie an, dann wird der Mensch

ganz offen dafür zurechtgestutzt. Nach dem Ende der Utopien in der Postmoderne verläuft dieses Stützen heute subtiler, die Eigengesetzlichkeit der Technik füllt bloß die nihilistischen Leerräume. In einer Gesellschaft, in der Konformismus, Sinnleere und Freiheitsangst überwiegen, wäre es naiv, die Technik bloß als neutrales Werkzeug zu preisen und allein in der quantitativen Zunahme der Mittel schon einen Fortschritt zu sehen.

So komme ich wieder zum Anfang dieser Scholien, als ich ein wenig klagte, meinen Werkzeugen nicht zu trauen, weil sie mich manchmal zu benutzen scheinen. Das ist, wie ich ehrlich zugebe, eine Ausrede. Doch es ist oft hilfreich, um Ausreden Mythen zu spannen, weil die auszutragenden Kämpfe dann leichter fallen. Jedenfalls bin ich davon überzeugt, wie ich schon in den Scholien ausführte, daß das Medium die Botschaft bestimmt – die Technik also auch hierbei nicht gänzlich neutral ist.

# Lesemaschinen

Meine Unterstützerin Karoline Perchtaler macht mich aufmerksam auf einen Abgesang auf die Universität von Prof. Jochen Hörisch. Er vertritt die These, daß die Universität nach und nach an die technischen Formen angepaßt wird, die die Inhaltsleere der Postmoderne umfassen, anstatt als autonome Institution die Technik als Werkzeug zu nutzen. Längst sei die Universität nicht mehr autonom:

Der Bologna-Reformprozess macht keinen Hehl aus seiner Absicht, die Universität auf das Effizienzniveau des Internets, der Email-Korrespondenz und des E-Learning zu bringen. Nun muß auch ein Bewunderer und Intensivnutzer der Internet-Medien, wie der soeben Vortragende, erkennen, daß das Verhältnis dieser neuen Medien zur Universität ein eigentümlich schräges ist. Beide passen einfach nicht recht zueinander. Emails sind ein fantastisches Medium, um sich schriftlich und dennoch schnell zu verabreden, eine knappe Rückfrage zu schalten oder Banalitäten zu kommunizieren. Emails taugen aber nicht recht zur gründlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Man liest am Bild-



schirm schlicht weniger aufmerksam als wenn man Papier vor sich hat. Den Monitor-Pixeln eignet eine Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, die den festen Buchstaben fremd ist. Und klassische Texte, etwa solche aus Philosophen-Federn, nehmen sich, wenn sie auf E-Learning-Plattformen präsentiert werden, systematisch anders aus als in Buchform. [...] Welche Inhalte, Argumente und Beispiele in welches Medienformat passen, ist keine drittrangige Frage. Eine Verfilmung der „Kritik der reinen Vernunft“ ist wohl nur als mäßiger Witz vorstellbar. Erscheint ihr Text auf einem Monitor, so signalisiert schon dieses Erscheinen, daß anstelle von Buchstaben auch ein Film präsentiert werden könnte. Kurzum: Die Universität hat allen Grund, ihre Medienkontexte und ihre eigene spezifische Medienverfassung zu bedenken. [...] Einem Lehrer in einer Vorlesung wöchentlich 90 Minuten zuzuhören, mit Gleichaltrigen in einem Seminar wöchentlich 90 Minuten konzentriert und gut vorbereitet Texte zu diskutieren und zu erarbeiten – das ist eine heute geradezu exotisch anmutende Praxis. Mit ihr steht oder fällt die Idee der Universität.<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> Nutzen und Effizienz – Die Ökonomisierung der Bildung. SWR2

Die Beobachtung, daß die Monitore auf die Inhalte wirken, bestätigt ein weiterer Artikel, auf den mich Karoline hinweist. Prof. Roland Reuss hält in der NZZ ein Plädoyer für das gute, alte Buch. Er zitiert Paul Valéry zu den zwei Tugenden eines Buches – nämlich daß einerseits das Buch eine

vollkommene Lesemaschine ist, deren Bedingungen sich mit ziemlicher Genauigkeit nach den Gesetzen und Methoden der physiologischen Optik bestimmen lassen [...] und gleichzeitig ist es aber auch ein Kunstgegenstand, ein Ding, aber eines mit eigener Persönlichkeit, das den Stempel eines besonderen Geistes trägt und das hohe Bemühen um eine ausgewogene und bewußte Ordnung verrät.<sup>43</sup>

## Pseudomaschinen

So betrachtet, ist natürlich auch das Buch Technik – wie ein witziges Video modernen Technokids vermit-

---

AULA – Manuskriptdienst. Sendung vom 27. Februar 2011.

<sup>43</sup> Paul Valéry (1960): Les deux vertus d'un livre. In: Oeuvres, hg. u. komm. v. Jean Hytier, Bd. 2, Paris. S. 1246–1250. [tiny.cc/valery1](http://tiny.cc/valery1)

teln will.<sup>44</sup> Doch der Witz besteht eben darin, daß das Buch der Analogie der Maschine nicht so recht zu entsprechen scheint. Natürlich ist zwischen den billigen Ausdrucken, die heute verramscht werden, und der digitalen Datei, die auf einem Kindle oder Ipad konsumiert werden kann, kein tiefgreifender Unterschied mehr. Und dennoch geht hier – zumindest potentielle – Eigentümlichkeit verloren; kein Wunder, daß das Eigentum an den Daten als Farce erscheinen muß. Auf dieses Potential an Eigentümlichkeit eben weist Valéry hin. In dieser Hinsicht wäre das Buch aber nur in einem sehr anachronistischen Sinne „Maschine“ – nämlich eine Pseudomaschine.

Eine in Österreich berühmte Pseudomaschine ist die „Weltmaschine“ von Franz Gsellmann.<sup>45</sup> Sie ist vollkommen zwecklos, aber es steckt in ihr eine so verspielte Ernsthaftigkeit, daß sie wohl die einzige Maschine

---

<sup>44</sup> „Kennen Sie BOOK?“ Youtube-Video. [tiny.cc/book4](http://tiny.cc/book4)

<sup>45</sup> [www.weltmaschine.at](http://www.weltmaschine.at)

ist, der ein eigenes Museum gewidmet ist. Sie erinnert an die *Art Brut*, die ich in früheren Scholien bereits gewürdigt habe.<sup>46</sup> Pseudomaschinen dieser Art sind so eigentümlich, daß sie aufs Engste mit ihrem Schöpfer und seiner Persönlichkeit verbunden sind. In einer eigentumslosen Utopie wäre eine solche „Verschwendung“ undenkbar – da hat Jünger vollkommen recht. Eigentümliches dieser Art ist in der Tat umverteilungs-resistent.

DDr. Walter von Lucadou, die Autorität der „Psychophysik“, interpretiert Pseudomaschinen in etwas anderer, aber verwandter Weise als eine Art technisches Placebo. Er beobachtet auch hierbei all die paradoxen Aspekte, die bei Placebos auftreten.<sup>47</sup> Pseudomaschinen definiert er

als technische Apparate und/oder als damit verbundene technische Handlungsanleitungen, denen eine objektive rein

---

<sup>46</sup> Scholien 05/10, S. 43f.

<sup>47</sup> Scholien 02/11, S. 110ff.

physikalische Wirkung zugeschrieben wird, die sich aber bei genauerer Betrachtung auf psycho-physikalische Systeme beziehen und somit verborgene subjektive Komponenten enthalten.<sup>48</sup>

Für die Wirksamkeit solcher technischen Placebos, die er stark im Kommen sieht, gibt er ein verblüffendes Beispiel, indem er „treibstoffsparende Magneten“ beschreibt. Diese werden mit dem Versprechen verkauft, durch molekulare Veränderung des Benzins eine Einsparung von mehr als zehn Prozent zu ermöglichen. Physikalisch betrachtet, ist das natürlich Humbug. DDr. von Lucadou erklärt allerdings:

Dennoch funktioniert das Gerät. Sein Wirkungsmechanismus ist jedoch ein ganz anderer als der angegebene. Alle Automobil- und Verkehrsexperten sind sich heute darüber einig, daß schonende Fahrweise erheblich zur Kraftstoffein-

---

<sup>48</sup> Walter von Lucadou: „Die Magie der Pseudomaschine“, in: Wilfried Belschner et al. (Hrg.): Transpersonale Forschung im Kontext. Oldenburg: Transpersonale Studien 5, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 2002. [tiny.cc/lucadou](http://tiny.cc/lucadou)

sparung beiträgt. Dies gilt vor allem für moderne Automotoren, die in bestimmten Drehzahlbereichen einen hohen Wirkungsgrad besitzen. Die Investition eines solchen Gerätes veranlaßt den Benutzer in den meisten Fällen (unbewußt) zu einer kraftstoffsparenden Fahrweise. Dabei schadet eine möglicherweise skeptische Haltung des Benutzers keineswegs, weil er sich ja selbst darüber Rechenschaft ablegen will, ob sich seine Investition gelohnt hat. Es ist also für die Funktion des Geräts von Bedeutung, daß es nicht zu billig verkauft wird. [...] Der Autofahrer, der beispielsweise zur Kontrolle seiner Investition beginnt, seinen Kraftstoffverbrauch zu protokollieren, wird „automatisch“ kraftstoffsparender fahren. Die Pseudoerklärung, es handle sich um einen physikalischen Effekt, wirkt sich ebenfalls positiv auf das Verhalten aus. Sie führt zur „Externalisierung“ [...]. Der Anwender wird davon abgelenkt, daß er selbst für den Einsparungseffekt verantwortlich ist.

## Typographie

Ich vermute, daß die „Lesemaschine“ Buch zwar bald der technischen Konkurrenz unterliegen, aber dennoch aufgrund „verborgener subjektiver Komponenten“ über-

leben wird. Prof. Reuss versucht in seinem Artikel, diese Komponenten zu objektivieren:

Es gibt aber nichts, was bis auf weiteres für die intensive Übertragung von Wissen adäquater wäre als das gedruckte Buch. Die Maschine Buch ist eben nicht einfach nur, wie manche uns gerne weismachen wollen, eine gedruckte Datei. Sie bestimmt sich, gut aristotelisch, durch ihre Zweckursache: der materialen Optimierung des Übergangs verschriftlichter Gedanken ins Verstehen. Für die zentrale Stellung des Buches im Erwerb von Wissen ist die typografische Einrichtung in ihrer ganzen Differenziertheit der entscheidende Faktor.<sup>49</sup>

Reuss faßt Typographie etwas weiter. Er bezieht sich auf den bedeutenden Typographen Stanley Morison, der Typographie als die Kunst versteht, das Satzmaterial in Übereinstimmung mit dem Zweck richtig zu gliedern, so daß dem Leser das Verständnis des Textes im höchsten Maße erleichtert wird:

---

<sup>49</sup> Roland Reuss: „Die Mitarbeit des Schriftbildes am Sinn“, NZZ, 3.2.2011. [tiny.cc/reuss1](http://tiny.cc/reuss1)

Das beginnt, im Falle eines materiellen Trägers, mit der Wahl des Papiers, seiner Farbe, seiner haptischen Qualität, geht über die Bestimmung des Formats und des Satzspiegels, die Wahl der Grund- und Auszeichnungsschriften bis hin zu den bekannten Fragen der Mikrotypografie wie Schriftgröße, Zeilenlänge und Zeilenabstände. [...] Bei diesem Vergleich schneiden die digitalen Präsentationsformen am Bildschirm nicht gut ab.

Das liege zum einen an technischen Einschränkungen, die wohl bald behoben sein werden. Eine Weile wird es aber gewiß noch dauern, bis die dramatischen Schärfedifferenzen zwischen Druck und Bildschirm ausgeglichen werden können. Die Unschärfe der Buchstaben auch auf den am besten hierfür geeigneten Bildschirmen (wie sie etwa das Kindle von Amazon nutzt) macht sich unbewußt bemerkbar: Schnellere Ermüdung, leichteres Abrutschen von der Zeile, andere Wahrnehmung des Textes. Die größere Häufigkeit von Tippfehlern in elektronisch dargestellten Texten belegt dies – auch meine Scholien sind hierfür leider ein Beleg, denn sie entstehen digital und werden digital durchgesehen.



Doch es gibt auch prinzipiellere Unterschiede. Diese würden, so meint Reuss, immer weniger ins Auge fallen, weil wie die Geschmäcker auch die Lesegewohnheiten durch *junk* verdorben würden:

Durch die massenhaft auftretende dilettantische Ausstellung von Schrift im öffentlichen Raum leidet die differenzierte Wahrnehmung des Lesers. Wenn zwischen Apostroph und Minutenzeichen, zwischen Gedanken- und Bindestrich, Anführungs- und Zollzeichen nicht mehr unterschieden wird [...], dann ist das keine Kleinigkeit (und es zu bemerken, kein Snobismus). Die ausgestellte Faulheit und Ignoranz, oft orthographischen Ohnmachten beigesellt, ist zugleich auf der typografischen Mikroebene Symptom mangelnder Unterscheidungs- und also Urteilskraft [...].

Reuss schließt, daß moderne Schriften immer weniger dem Anspruch genügen, das Verständnis des Lesers zu befördern. Neben dem Verdrängen der typographischen Kunst läge das an der mangelnden Eignung der vermehrt verwendeten Ablenkungsmedien. Eine aktuelle Studie zeigt das für die Werbewirtschaft ernüchternde Resultat, daß diese Medien daher auch ihren eigentli-

chen Zweck nicht gut erfüllen können: die Aufmerksamkeitsbewirtschaftung. Denn wenn die Aufmerksamkeit schwindet, funktioniert auch die Werbung nicht mehr. Eine digitale Verlegerin faßt die Ergebnisse zusammen:

Wir waren uns bewußt, daß am iPad natürlich eine Reihe von Aktivitäten erfolgen, wenn es so viele Möglichkeiten dafür gibt – E-Mail, Netflix [digitaler Film-„Verleih“], Spiele, Magazine – doch die Leser springen noch viel mehr umher als wir erwartet hatten.<sup>50</sup>

## Nährende Brüste

Diejenigen, die auf schnelles Geld aus sind, haben ihre Strategie schon entsprechend umgestellt. Sie machen Werbung, deren Erfolg auf Aufmerksamkeitsdefiziten beruht. Ein Beispiel ist die bemerkenswerte Industrie, die sich rund um die Vermarktung illegaler, digitaler Filmkopien entwickelt hat. Mittlerweile kann man

---

<sup>50</sup> „Magazines‘ iPad Editions Struggle to Keep Your Attention, New Study Finds“, Adage.com, 9.3.2011. [tiny.cc/adage1](http://tiny.cc/adage1)

nahezu jeden Kinofilm kostenlos zuhause anschauen, dank „*Streams*“ und schneller Internetverbindung ohne jede Wartezeit. Weil die Jäger nach „kostenlose“ *Junk* aber ein undankbares Werbepublikum sind, werden sie an der Nase herum geführt. Der „kostenlose“ Konsum kann sie teuer zu stehen kommen, was nicht gänzlich ungerecht ist, denn am ehesten zahlen diejenigen, die die geringsten Konzentrationsspannen und die größte Gier an den Tag legen. Der Werbetrick funktioniert etwa so: Es wird ein kleiner und ein etwas größerer Abspielknopf eingeblendet. Wer auf den großen klickt, wird zu einer Seite geführt, die ein „kostenloses“ *Update* einfordert, um den gewünschten Film zu sehen. Wer so dumm ist, hier seine Daten samt Bankverbindung einzugeben, schließt ein nutzloses, aber teures Abonnement ab. Ebenso locken Angebote mit *VIP*-Zugang und noch schnelleren *Streams*. Offenbar lassen sich auf diese Weise innerhalb kürzester Zeit Millionen scheffeln, was die Anreize entsprechend setzt, daß auch nach Verhaftung der Betreiber von *kino.to* ähnliche Seiten

wie Pilze aus dem Boden schießen.

Reuss kommt zu einem ähnlichen Schluß wie Hörisch und sieht eine große Diskrepanz zwischen Studium und Medium, vor allem deshalb weil der mechanische Charakter des Werkzeugs den Chronos überhöht und taub für den Kairos macht:

Ist Internet Fernsehen plus Interaktion plus Massenspeicher plus technifizierter Zeitdruck, dann handelt es sich bei dem Versuch, über dieses Medium unsere Bildungsprozesse zu befördern, um einen ausgemachten Unsinn, der Datenverarbeitung mit Wissenserwerb verwechselt und keinerlei Bewußtsein mehr davon verrät, daß Denken Zeit und Geduld, mit einem Wort: die Langsamkeit eines Studiums braucht. Bei dem Versuch, dies in den kommenden Jahren präziser erkennen und kritisieren zu können, werden uns – im Sinne Morisons – typografisch eingerichtete Publikationen noch beträchtlich helfen. «Frei, [. . .] bei stiller Lampe, fern dem Getöse der Alexanderschlacht» werden wir, wie der Dr. Bucephalus aus Kafkas Text «Der neue Advokat», die Blätter unserer alten und auch noch die unserer neuen Bücher lesen

– und dann auch wenden. Die Lesemaschine Buch ist ein Phönix.<sup>51</sup>

Hörisch zitiert die etymologische Erkenntnis von Walter Benjamin: Methode ist Umweg! Tatsächlich ist das die Grundbedeutung des griechischen Begriffs. Das methodische Vorgehen im ursprünglichen Sinne meidet die Effizienz, um effektiv zu sein. Hörisch sehnt sich nach einer verlorenen akademischen Freiheit zurück, die eben durch ihre Zweckfreiheit besticht:

Die Alma mater gestattet ihren Kindern ein anarchisches Studium, in dem sich gerade deshalb umso signifikantere Regelmuster und Erkenntnisgewinne ausbilden. Alle studieren umwegreich, mäandernd, die Studienorte, die Fächer, die Lehrer wechselnd. [...] Und er sucht sich akademische Lehrer, die in der Lage sind, ihn gründlich zu irritieren anstatt das Studium als schnell zu absolvierende möglichst irritationsfreie Phase mißzuverstehen. So klar kann sich konturieren, was Bildung von Ausbildung unterscheidet.<sup>52</sup>

---

<sup>51</sup> Reuss: „Die Mitarbeit des Schriftbildes am Sinn“.

<sup>52</sup> Nutzen und Effizienz – Die Ökonomisierung der Bildung.

Dabei begeht er allerdings den Kardinalfehler des Intellektuellen, mit der Knappheitserfahrung des „chronischen Habens“ in der Welt, von der er in überweltlichen Sphären des Seins Zuflucht sucht, auch die ökonomischen Bedingungen seiner Existenz verächtlich zu ignorieren.<sup>53</sup> Er entwirft die sympathische Utopie der Universität als großes Potlatch-Fest<sup>54</sup>:

Die beliebte und verbreitete Wendung von den „Brüsten der Alma mater“ meint erst einmal schlicht dies, daß eine Mutter die Milch, mit der sie ihre Kinder nährt, nicht in Rechnung stellt. Was nicht aus-, sondern einschließt, daß sie begründete Hoffnung darauf hegt, ihre Gabe könne eine großzügige Gegengabe provozieren. Das ökonomische Modell der Alma mater ist nicht das der Äquivalenz, des marktgerechten Preises und des returns of investment, sondern das des Potlatches, der festlichen Verausgabung, des schönen Überflusses jenseits aller Notwendigkeit. Die Alma

---

<sup>53</sup> Siehe dazu Scholien 07/09.

<sup>54</sup> Eine kritische Diskussion des Potlatch findet sich in den Scholien 04/09, S. 38ff, und 03/10, S. 26ff.

mater als nährenden Mutter, die ihren Kindern nach der Schulzeit und vor dem Erwerbsleben eine produktive Auszeit, ein Moratorium, einen Umweg, eine Vakanz, eine unerhörte Freiheit gewährt – das Bild ist nicht erst heute zu schön, um ganz wahr zu sein. Aus der schönsten Zeit des Lebens voll intellektueller (und anderer!) Abenteuer wird unter dem Druck der drei großen Fetisch-E-s Effizienz, Exzellenz, Evaluierung eine Lebensphase, die Studierende so schnell wie möglich hinter sich bringen sollen – und in aller Regel auch wollen. Denn die Universität ist nach der Bologna-Reform eher stärker reglementiert als das Gymnasium. An die Stelle von Bildung tritt eine marktkonforme Ausbildung. Universitäten gelten als „gut aufgestellt“ – eine ebenso greuliche wie verbreitete Wendung –, wenn sie irritationsfreie Studiengänge anbieten, die als arbeitsmarktkonform gelten.

Am Ende zeigt Hörisch aber doch noch etwas Realismus, wenn er folgert, daß die niedrigen Studiengebühren an staatlichen Universitäten, so sie überhaupt eingehoben werden, durchaus Ausdruck einer Selbsteinschätzung wären: Mehr als 500 Euro pro Semester sei ein Studium an der zu Tode reformierten Universität

auch nicht wert. Interessant ist, daß die Utopien vom Ende der Knappheit, doch letztlich stets die Knappheit verstärken. Die Rationierung von Gütern, die als „Ökonomisierung“ mißverstanden wird, ist allen Utopien nährender Brüste, die im Himmel gefüllt und auf Erden gemolken werden, zu eigen. Erst das Verkommen der Universität zu einem „kostenlosen“ Massenbetrieb nimmt ihr jede mäandernde Eigentümlichkeit. Sie wird zur Zuteilungsbehörde für identische „Bildungs“-Dosen, in der sich mangels eigentümlicher Zwecke alles nur noch um die Mittel dreht: bis hin zu den „Drittmitteln“, die Professoren immerhin auf den Boden der ihnen verhaßten Realität zurückholen. Es läßt sich leicht potlatchen mit Geld, das andere verdienen, ja sogar andere eintreiben. Diese Paradoxie treibt die Professoren zur Verzweiflung. Im philosophischen Institut der Universität Wien, einem der größten und bedeutendsten im deutschsprachigen Raum, prunkt mit rosa Sprayfarbe an der Wand: „Mehr Geld!“ Ich habe schon öfters darauf hingewiesen, daß dies vollkommen



richtig so ist; in der Tat handelt es sich um die *Conclusio* zeitgenössischen Denkens. Weil das den Philosophen aber peinlich ist, schimpfen sie auf Geld und das Wirtschaften.

## Technikaskese

Die Geldfeindlichkeit ist der Technikfeindlichkeit sehr ähnlich, sie entspringt ähnlichen Motiven. Ich betrachte diese Feindlichkeiten mit gewisser Empathie; wünsche sie mir aber dort in praxi, wo sie theoretisch wüten. Die Abschottung der Universität von der Technik wäre so heilsam wie die Abschottung der Universität vom Geld. Beides sind uralte asketische Bewegungen, und der Gelehrtentradition hat die Askese in Zeiten der Krise immer schon gut getan.

Über die Geldaskese sprach ich bereits in früheren Scholien. Die Technikaskese hilft ebenso durch Reduktion der Mittel, das Telos wiederzufinden. Viele drängen ganz verzweifelt nach der Reduktion der Optionalität der Moderne, laufen aber Gefahr, die Abkürzung in

der Utopie zu suchen und damit geradewegs in den Totalitarismus zu steuern. Dieser Weg läßt sich nur methodisch angehen: auf den unbequemen Umwegen eigener Praxis.

Diese Sehnsucht steht auch hinter der „Gemeinwohl-Ökonomie“, an der ich unlängst kaum ein gutes Haar ließ. Es ist die Sehnsucht nach dem Wiedergewinnen eines objektiven Maßes inmitten der optionalen Beliebigkeit. Einige Unternehmer wehrten sich unlängst gegen den Vorwurf, einer unrealistischen Utopie aufzusitzen, und versichern, daß es doch bloß Methode habe – in unserem Sinne ein vorsichtiges Mäandern durch eine ungewisse Welt sei:

Als Unternehmen verstehen wir uns als Mit-Glied der Gesellschaft, nicht als ein abstrakter Wirtschaftskörper, in den Geld hineingepumpt wird und aus dem Geld herausfließt. Wir sind lebendiger Bestandteil in den Regionen, wir bieten ein Umfeld, in dem Menschen ihre Ideen verwirklichen können, wir fühlen uns für das Glück unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitverantwortlich, und unsere Entscheidungen beeinflussen die Gesundheit von Mensch und

Natur. Diese Leistungen sind wir zwar heute noch nicht zu messen gewöhnt, aber aus unserer Sicht sind sie genauso wichtig für die Bewertung des Unternehmenserfolges wie das Erwirtschaften von Gewinnen. Die Gemeinwohl-Bilanz leistet genau das. Daher fragen wir nicht lange, ob die Idee einer Gemeinwohl-Ökonomie „realistisch“ ist, sondern wir wenden sie ganz einfach an. In kleinen Schritten und mit allen Möglichkeiten, die uns der aktuelle wirtschaftliche, politische und rechtliche Rahmen bietet. [...] Die Krise hat gezeigt, daß es auch in der Wirtschaft mehr Mitbestimmung und Mitverantwortung in Bezug auf das Gemeinwesen braucht. Die Gemeinwohl-Ökonomie ist ein offener Beteiligungsprozeß in diese Richtung.<sup>55</sup>

Ich kann diese Unternehmer gut verstehen. Das objektive Maß in Räten, Foren, Gesetzen zu suchen, halte ich jedoch für etwas feige, denn die Krise ist der Kairos der Entscheidung, kein Anlaß für eine Chronologie „offener Beteiligungsprozesse“. Jede wirkliche Ent-

---

<sup>55</sup> Erwin Stubenschrott et al.: „Es gibt die Gemeinwohl-Ökonomie“, Die Presse, 16.2.2011. [tiny.cc/stubenschrott1](http://tiny.cc/stubenschrott1)

scheidung ist ein Prozeß des Absonderns von Eigentümlichem. „Alles ist offen“ kann man nur vor der Entscheidung sagen und wenn man zu feige für jede Entscheidung ist. Dann sollte man sich aber auch nicht als Unternehmer bezeichnen. Daniel Akst bemerkt in seiner Rezension des Buches *Wikinomics*<sup>56</sup>, das die erwähnte *social media*-Blase als Heilsversprechen verkündet:

Offenheit ist in jedem Fall der vorherrschende Fetisch unserer Zeit. In den exhibitionistischen Memoiren, in der Luftigkeit und Transparenz moderner Architektur, der Durchlässigkeit moderner Grenzen und, zuletzt, in den schrilleren Wirtschaftstheorien, ist der überwältigende Anklang der Offenheit beschlossene Sache. [...] Die zentrale These ist nicht wirklich neu – wir hören atemlose Behauptungen dieser Art schon seit einiger Zeit. Und wir haben diese Art von blindem Enthusiasmus mit Sicherheit schon einmal gehört:

---

<sup>56</sup> Don Tapscott/Anthony D. Williams (2006): *Wikinomics: How Mass Collaboration Changes Everything*. [tiny.cc/tapscott1](http://tiny.cc/tapscott1)

während des *dot-com*-Booms.<sup>57</sup>

„Wiki“ bedeutet auf Hawaiisch „schnell“, und hierin liegt auch einer der problematischen Aspekte einer ersehnten Wiki-Ökonomie, deren egalitärer Reiz darin liegt, daß jeder „mitmachen kann“. Was die ATTAC-Aktivisten, die hinter dem Gedanken der „Gemeinwohl-Ökonomie“ stehen, geflissentlich verschweigen, ist, daß Wikipedia-Gründer Jimmy Wales als wesentliche Inspiration für sein Projekt die Ansätze von Friedrich A. Hayek betrachtet.<sup>58</sup> Hierin liegt auch das Positive: die Würdigung der Wissensteilung. Leider ist es ein grobes Mißverständnis, daß sich diese Wissensteilung durch Mehrheitsentscheidungen in Räten aufrecht erhalten ließe. Die Schattenseite der Wikipedia, die in der deutschsprachigen Variante am deutlichsten zutage tritt, ist eine Blockwart-Mentalität, die Wissensteile

---

<sup>57</sup> Daniel Akst: „Wikinomics“, Wall Street Journal, 3.2.2007  
[tiny.cc/akst1](http://tiny.cc/akst1)

<sup>58</sup> Katherine Mangu-Ward: „Wikipedia and Beyond“, Reason, Juni 2007. [tiny.cc/mangu](http://tiny.cc/mangu)

gezielt im Namen eines vermeintlichen „Konsenses“ unterdrückt. Wenn es um unangenehme Entscheidungen geht, regiert nicht automatisch die harmonische „Kooperation“, bloß weil man die Konkurrenz unterdrückt.

Die „Gemeinwohl-Ökonomie“ beruht, wie ich schon angedeutet habe, auf einer pseudochristlichen Ethik des Verzichts. Ihr asketischer Tonfall trifft den Nerv einer übersättigten Zeit. Verzicht ist gut, denn Verzichten bedeutet Ent-Scheiden. Gefährlich ist bloß der utopische Sturzflug, der den Verzicht ohne das Verzichten sucht. Der Utopist ist zu feige und bequem für die Methode des praktischen Entscheidens, er möchte ohne Umweg verordnen und planen. Und zwar wiki, wiki.

## **Amische Asketen**

Ich bin der Askese, auch der Technikaskese, zugetan, weil der Verzicht immerhin eine Entscheidung zur Eigentümlichkeit bedingt und den Akteur aus dem Getriebe der Gegenwart springen läßt. Ein Beispiel für

die radikale Technikaskese sind die Amischen in den USA. Mein Kollege Eugen Maria Schulak hat mir einiges über ihr Leben erzählt, da er solche Siedlungen in Pennsylvania besucht hat. Ich kann mich aus meiner Zeit in den USA gut an die aufgeweckten jungen Mädchen mit ihren typischen Kopfbedeckungen erinnern. Sie legten eine sympathische Neugierde und Offenheit an den Tag, was man von einer so geschlossenen Glaubensgemeinschaft gar nicht erwarten würde.

Der Grund hierfür liegt in einer interessanten Institution der Amischen. Als Jugendliche leben sie eine Weile außerhalb ihrer Gemeinschaften (so lernte ich sie auch kennen), um die Außenwelt kennenzulernen und sich danach aus freien Stücken für eine Rückkehr in die Gemeinschaft oder einen Ausstieg zu entscheiden. Dieser Phase geben die überwiegend deutschstämmigen Amischen den entzückenden Namen „Rumspringa“. Das wird ganz wörtlich genommen: Die Jugendlichen probieren alles aus, was der weltliche Sündenpfuhl zu bieten hat, manchmal bis zum Exzeß. Erstaunlich ist,

daß sich die überwiegende Mehrheit dazu entschließt, nachher freiwillig in ihre Gemeinschaften zurückzukehren.

Die Amischen haben sich ein Gemeinschaftsleben bewahrt, wie es heute nur noch selten zu finden ist. Die religiöse Homogenität ist dafür sicherlich der Hauptgrund, doch scheint auch die Technikaskese eine wesentliche Rolle zu spielen. Zweifellos wirkt Technik auch auf unsere Art des Zusammenlebens, ist also, genauso wenig wie Geld, „neutral“. Die Amischen wehren sich zwei Schlüsseltechnologien, die beide aufs engste mit dem Automatismus des Maschinellen verbunden sind: Strom und Verbrennungsmotor. Der Automat steht schon etymologisch und archetypisch für eine gewisse Eigengesetzlichkeit, die die Autonomie des Menschen herausfordert. Es ist philosophisch naheliegend, daß, wo der Auto-Nomos fehlt – eine Ordnung, die dem Menschen gerecht wird, und ein Wille zur Selbstbehauptung – die Automatik um sich greift: das Mitbewegen der Menschen von selbst, aber ohne



Selbst. Ich habe keinen Zweifel daran, daß die Ahnung der Amischen nicht so falsch ist: Kaum etwas hat unser Zusammenleben so stark verändert wie das Auto und das Stromnetz. Beides sind phantastische Technologien, die Freiheit versprechen. Leider nehmen uns beide, in der massentauglichen Form, in der sie letztlich ausgebaut wurden, auch wieder etwas Freiheit und machen uns abhängig. Wer von Benzin und Stromversorgung abhängig ist, kann die „Politik“ weniger ignorieren als ihr und uns gut täte. Einerseits sind Treibstoffpreise ein Politikum. Andererseits bin ich davon überzeugt, daß vor allem in Deutschland innerhalb eines Jahrzehnts mit großflächigen Stromausfällen zu rechnen ist. In einem solchen Fall wird die Abhängigkeit des modernen Massenmenschen in voller Härte bewußt werden; und Deutschland wird sich seiner amischen Auswanderer erinnern.

# Ökodörfer

Aus der etwas befremdlichen Sorge um das Versiegen des Erdöls, die oft mit dem englischen Etikett *Peak Oil* versehen wird, wagen einige Deutsche schon seit geraumer Zeit einen amisch anmutenden Ausstieg. Ökodörfer schießen wie Pilze aus dem Boden.<sup>59</sup> Dabei handelt es sich um Siedlungen Gleichgesinnter, die möglichst unabhängig von der modernen Welt leben wollen. Die größte Siedlung dieser Art in Deutschland nennt sich *Sieben Linden*.<sup>60</sup> Es ist beeindruckend, was hier aufgebaut wurde; manches daran mutet für meine österreichischen Vorurteile jedoch typisch deutsch an und stößt mich etwas ab. Die Ernsthaftigkeit, die sicherlich wichtig ist, um ein so großes Projekt am Leben zu halten, ist für meinen Geschmack etwas zu effizient und zu wenig spielerisch. Der Öko mit dem erhobenen Zeigefinger ist in der Tat oft ein vollkommen intoleranter

---

<sup>59</sup> Eine Übersicht: [www.eurotopia.de/verzeichnis.html](http://www.eurotopia.de/verzeichnis.html)

<sup>60</sup> [www.siebenlinden.de](http://www.siebenlinden.de)

Spieß, was leider das Wachstum der meisten Ökodörfer auf Glaubensbrüder beschränkt. Immerhin hat die postmoderne Religion des Ökologismus schon eine Stärke erreicht, die reale Gemeinschaften zu stiften vermag. Aus diesem Grund bringe ich bei allen Seitenhieben, die ich mir nicht verkneifen kann, dieser Religion durchaus Respekt und Würdigung entgegen. Meine Seitenhiebe richten sich bloß gegen den Universalismus, der zum globalen Öko-Jihad, bei dem der Zweck alle Mittel heiligt, führen muß.

In einem kürzlich erschienenen, sehr unterhaltsamen Buch beschreibt Jan Grossarth seine Erfahrungen bei solchen Aussteigern. Im eben erwähnten Ökodorf nahm er an einer „Bauwoche“ teil, bei der er mithalf, die bereits morschen Zäune und Scheunen der „Fuhrhaltere“ zu ersetzen. Drei Pferde sind die einzigen drei Nutztiere, die die strengen *tree huggers* dulden, und das nur, weil sie die Pferdeflüsterin Silke Hagmeier davon überzeugen konnte, daß die Pferde vollkommen freiwillig mitarbeiten und zu nichts gezwungen, sondern nur

durch sanftes Flüstern überzeugt würden. Die Überzeugungskraft der Dame scheint nicht nur bei Pferden zu wirken. Wer Pferde führen kann, kann auch Menschen führen, heißt es. Darum steht an den Schulen der französischen Politikelite noch immer Reiten auf dem Stundenplan, obwohl die „Enarchen“ (nach ENA: *École nationale d'administration*; durchwegs üble Typen à la Strauss-Kahn) Anachronismen sonst abgeneigt sind. Jan Grossarths Erfahrungsbericht über seine Zeit im Ökodorf ist jedenfalls zwiespältig:

Heute mußte ich Platz schaffen für ein neues Plumpsklo. Es kam mir so vor, als seien wir Baugäste die Leibeigenen und die Sieben-Lindener die Feudalherren. [...] Für ein paar Kannen Tee und Kaffee und einige Körnerplätzchen hatte die Fuhrhalterei einen neuen Zaun, eine neue Trinkstelle und eine neue Scheunenfassade. Hätten Handwerker das gemacht, es hätte Tausende Euro gekostet. Das müßten sich die Arbeitsmarkttheoretiker einmal ansehen, die behaupten, das Angebot an Arbeitskräften hänge von der Höhe des Lohnes ab: Zehn Menschen arbeiteten für zwei Mahlzeiten und zwei Kaffee am Tag und nahmen sich dafür

sogar Urlaub. Das Bedürfnis nach sinnvoller Arbeit war groß, Sinn war ein Lohnsubstitut. Vielleicht verdienen die Trader bei den Banken deswegen so viel Geld, weil in der Arbeit keinerlei Sinn zu sehen ist [...]. Daß die meiste Arbeit gar nicht angefallen wäre, würde Silke Hagmeier Holzimprägniermittel (es gab auch biologisches) nicht als Gift grundsätzlich ablehnen, thematisierte keiner aus unserer Gruppe [...]. Am Abend kam es zu einer Unstimmigkeit. Ich telefonierte im Flur der „Villa Strohbusch“ ausnahmsweise mit meiner Freundin. Eine Frau aus dem Club 99 [der harte Gründerkern der Siedlung] kreuzte meinen Weg und erwischte mich dabei. „Oh, das ist verboten, nicht?“ „Allerdings, Sie müssen das Gelände verlassen.“ [...] Am Freitagmorgen passierte ein zweites Unglück. Es führte dazu, daß ich das Ökodorf verlassen mußte. Hardy hatte der Bauptruppe und Silke auf meine Bitte hin ausrichten lassen, daß ich mich zwei Stunden im Dorf umschauen wollte, um Eindrücke für mein Buch zu sammeln. Silke suchte mich mit der Pferdekutsche auf, um mir mitzuteilen, daß es so nicht gehe. Wenn ich nicht mitarbeite, sei ich offiziell ein „Platzgast“ und kein „Baugast“ mehr. Und als Platzgast müsse ich siebenunddreißig Euro zusätzlich am Tag zahlen, das müsse jeder an jedem Tag, an dem er nicht sechs Stunden Arbeit

leiste. Ich entschied mich, Sieben Linden zu verlassen. Ich mußte auf einem Zettel unterschreiben, daß ich an der Bauwoche teilgenommen hatte; mit diesem Zettel würde die Fuhrhalterei noch eine Erwachsenenbildungszulage vom Land Sachsen-Anhalt beantragen. In unserer Bildungsrepublik fiel also auch schon das Ausheben von Gräben unter Erwachsenenbildung.<sup>61</sup>

Bei aller religiösen Strenge überlebte der Autarkiegedanke die Anreize der Moderne nicht lange. Die Technikaskese erwies sich als stabiler als die Geldaskese. Heute leben die Ökosiedler überwiegend von Seminarbeiträgen sinnsuchender Städter und allerlei Subventionen. Wie das österreichische Ökodorf, das ich letztes Jahr beschrieb,<sup>62</sup> hat auch diese Siedlung einen Makel. PAN hängt am Tropf der Solarumverteilung, Sieben Linden am Tropf der Bildungsumverteilung. Doch

---

<sup>61</sup> Jan Grossarth (2011): Vom Aussteigen & Ankommen: Besuche bei Menschen, die ein einfaches Leben wagen. Riemann Verlag. S. 75, 78f. [tiny.cc/grossarth](http://tiny.cc/grossarth)

<sup>62</sup> Scholien 02/10, S. 63ff.

auch die Amischen haben ihre Makel: Mit dem steigenden Wohlstand ihrer Gemeinden, der zumindest nicht aus dem zutiefst unmoralischen Zuteilungssystem der Beutepolitiker stammt, fällt ihnen die Technikaskese immer schwerer. Viele Gemeinden lassen mittlerweile Motoren zu, mit der Einschränkung, diese nicht selbst besitzen zu dürfen. Das bedeutet, daß die Amischen Geräte bauen, die für den Motorbetrieb zugeschnitten sind, und dann Motoren anmieten, wenn sie sie brauchen. Auch Autos sind in vielen Gemeinden zulässig, wenn sie mitsamt Fahrer gemietet werden. Zwar ist es durchaus ein Unterschied, ob man gelegentlich in einem Auto mitfährt, oder selbst Autobesitzer ist. Und doch hat man den Eindruck eines faulen Kompromisses, ganz so wie beim „islamischen Bankwesen“.<sup>63</sup>

---

<sup>63</sup> Siehe Scholien 06/09, S. 43ff.

## Offene Technologie

Die Technikaskese ist bei solchen Gemeinschaften von der berechtigten Sorge getrieben, der Komplexität nicht gewachsen zu sein, die moderne Technik mit sich bringt. Doch diese Komplexität ist ebenso eher ein soziales als ein technisches Phänomen. Ein Ergebnis des Wandels der Wirtschaftsstruktur hin zu einer zentralisierten Kriegswirtschaft war ein Verschließen der Technik. Dieser Prozeß, den ich Verschließen nenne, verläuft auf mehreren Wegen: Erstens, der Verschluß der Technik durch das Patentwesen. Zweitens, die zunehmende Unzugänglichkeit von Technik in verschlossenen *black boxes*, deren Aufbruch die Garantie erlöschen läßt. Drittens, die Zerteilung der Technik auf hochspezialisierte Angestellte. Viertens, die Überflutung des Konsumenten durch kreditfinanzierte Konsumtechnik, die ständige „Innovationen“ vortäuschen muß, anstatt Vorhandenes zu verbessern. Fünftens, das Absaugen geistiger Potentiale aus der Technik durch falsche Anreize, sodaß einer immer größeren Technik-



abhängigkeit ein immer kleinerer Anteil von Ingenieuren gegenübersteht, wodurch letztlich mehr Menschen darin „ausgebildet“ werden, Technik „kritisch zu hinterfragen“ als sie zu verstehen, zu schaffen und zu hüten.

Eine Reaktion auf dieses Verschließen der Technik ist die *Open Source*-Bewegung. Hinter einem technokommunistischen Kult des Kostenlosen verbirgt sich wie beim alten Marxismus ein sehr reales Gefühl der Entfremdung. Auch das Phänomen ist real: Die Technik wird dem rundum technisierten Massenmenschen paradoxerweise nicht vertrauter, sondern immer fremder. Es ist naheliegend, sich hierbei etwas unfrei zu fühlen. Der Drang zur Emanzipation war auch einer der Gründe, der mich selbst an die Technische Universität, bzw. *École Polytechnique* führte. Viel mehr noch als der Techniker wird der Nicht-Techniker im technischen Kollektiv aufgesogen. Ich empfinde daher viel Sympathie für Projekte der Wiederaneignung von Technik. Diese ist unweigerlich mit einer Öffnung, vielmehr noch aber mit einer Aufschließung der Technik verbunden.

Gelegentlich habe ich auf diese Motivation in den Scholien schon Bezug genommen. Unlängst stieß ich auf ein bemerkenswertes Projekt, das eng mit dem Siedlungsgedanken der Ökodörfer verwandt ist. Es legt dieses Motiv aber nicht technikfeindlich aus, sondern weckt ganz im Gegenteil Begeisterung für Technik. Es handelt sich hierbei um das sogenannte *Global Village Construction Set*, das im April bei einem extrem kurzen TED-Vortrag vorgestellt wurde.<sup>64</sup> Es handelt sich dabei um eine offene technologische Plattform, die die einfache Konstruktion fünfzig verschiedener Maschinen erlauben soll. Diese Maschinen stellen laut der Initiatoren die Essenz der technisierten Zivilisation dar und bilden einen geschlossenen Kreislauf.<sup>65</sup> Jede Gemeinschaft, die diese Maschinen konstruieren und betreiben kann, wäre technisch autark – ein Weg, um aus dem technischen Kollektiv auszuscheren, um den Preis, ein

---

<sup>64</sup> Marcin Jakubowski: Open-sourced blue prints for civilization. Video: [tiny.cc/marcin](http://tiny.cc/marcin)

<sup>65</sup> Eine Übersicht der Maschinen findet sich unter: [tiny.cc/global2](http://tiny.cc/global2)

kleineres Kollektiv zu bilden. Das Ziel sei der Aufbau einer „kleinen Zivilisation mit modernem Komfort“:

Unsere Lösung ist gemeinschaftsbasiert, das bedeutet, daß wir diese Werkzeuge als integriertes Paket gestaltet haben, das sich an der Größe einer Gemeinschaft orientiert. Unter einer Gemeinschaft verstehen wir ein prototypisches Dorf nach dem Maß der Dunbar-Zahl (ca. 200 Personen). Wir gehen davon aus, daß eine Gemeinschaft dieser Größe ihre gesamte Technik auf der Grundlage lokaler Rohstoffe produzieren kann (Handel ist zulässig, aber es ist schlechtes Design, sich für essentielle Ressourcen wie Nahrung oder Energie auf den Handel zu verlassen). Da das Technologie-Paket rekursiv ist, also die Maschinen enthält, die selbst komplexere Maschinen hervorbringen können, gibt es im Vorhinein keine Grenze der technischen Komplexität, die in so einem System erreicht werden kann. Unser Ziel ist es, sorgfältig das Gleichgewicht zwischen technischer Komplexität und Lebensqualität zu erforschen. [...] Anders ausgedrückt: Wir wollen die Infrastruktur schaffen für Lebensstile, bei denen die Menschen tatsächlich die Zeit für das haben, was ihnen am wichtigsten ist – als Grundlage einer

Entwicklung hin zur Freiheit.<sup>66</sup>

Die erwähnte Zahl von 200 Personen geht auf eine Vermutung des britischen Anthropologen Robin Dunbar zurück. Dunbar will eine neurologische Beschränkung für die Größe von Gemeinschaften erkannt haben, über der Anonymität unausweichlich wäre:

Diese Grenze ist eine direkte Funktion der relativen Größe des Neocortex, und diese wiederum beschränkt die Gruppengröße. [...] Die Grenze, die durch das Verarbeitungsvermögen des Neocortex abgesteckt wird, ist schlicht die Anzahl von Individuen, mit denen eine stabile zwischenpersönliche Beziehung aufrecht erhalten werden kann.<sup>67</sup>

Der Zugang des erwähnten Projektes besteht aus jener interessanten Mischung zwischen gemeinschaftlichem Lernen und individuellem Genie, die sich am ehesten in der technischen Entwicklung innerhalb von Zünften

---

<sup>66</sup> [opensourceecology.org](https://opensourceecology.org)

<sup>67</sup> R.I.M. Dunbar (1992): „Neocortex size as a constraint on group size in primates.“ *Journal of Human Evolution*, 22. Juni 1992. (6) 469–493. [tiny.cc/dunbar1](https://tiny.cc/dunbar1) (pdf)

wiederfindet.<sup>68</sup> Darum möchte ich Wilhelm Roscher für eine kleine Ehrenrettung dieser Institution bemühen, die in ihrer degenerierten Form zu Recht Ablehnung erfuhr:

Sehr entschieden muß übrigens vor dem Irrtum gewarnt werden, als wenn das Zunftregiment schon während seiner blühenden Zeit dem engherzigen Monopolgeiste gehuldigt hätte, der später die unpolitisch gewordenen Zünfte in so üblen Ruf gebracht. Vor dem Durchdringen des Zunftregimentes, und gewöhnlich auch in der ersten Zeit nachher, war die Verfassung der Zünfte nach Außen meist sehr liberal. Wer das Gewerbe treiben will, muß freilich der Zunft beitreten: weil diese nur dann wirklich das ganze Gewerbe leiten, schützen, verantworten kann. Aber zur Aufnahme werden meist nur solche Dinge erfordert, welche sich auf die Macht und Ehre der Genossenschaft beziehen: guter Ruf, Verständnis des Gewerbes, etwas Vermögen, zumal auch um sich in den Mitgenuß des Zunftvermögens einzukaufen. Eine große Zahl von Genossen war den Zünften lange Zeit sogar lieb, weil ihre politische Macht dadurch

---

<sup>68</sup> Siehe Scholien 06/10, S. 124ff.

verstärkt wurde. Hierbei große Beweglichkeit in der Abgrenzung der Handwerke unter einander, so daß je nach Bedarf mehrere Zünfte in eine verschmolzen, oder auch eine große Zunft in mehrere kleine gespalten wurde.<sup>69</sup>

Das „Unpolitische“, vom dem Roscher schreibt, versteht man freilich nur, wenn man bedenkt, daß Politik hier im ursprünglichen, reinen Sinne verstanden wird. Das „unpolitisch werden“ ist für Roscher die Zunahme der Idiotie von Einzelinteressen – paradoxerweise genau das, was man heute unter Politisierung verstehen würde. Die erwähnte Techniker-Zunft bemüht sich darum, es jedem Interessierten zu ermöglichen, selbst eine der fünfzig essentiellen Maschinen nachzubauen. Die Prototypen erstaunen durch ihre niedrigen Kosten. Sie haben die Ästhetik des Amateurs. Dennoch strahlen sie eine eherne Düsternis aus, die mit der Ökodorfs-Ästhetik nur wenig zu harmonieren scheint.

---

<sup>69</sup> Wilhelm Roscher (1893): Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Stuttgart: Verlag der J. G.Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. S. 430. [tiny.cc/roscher](http://tiny.cc/roscher)

## Bedrohte Hobbit-Idylle

Das Leben der Amischen und der Ökos erinnert an die Hobbits im Fantasie-Epos „Herr der Ringe“. Interessanterweise ist eines der Hauptmotive dieser sagenhaft erfolgreichen Traumwelt die Technikaskese. Die Verlockung der Macht droht die heile Welt zu einer toten Industrielandschaft zu verwüsten. Gegen diese Perfektion der Technik müssen alle Archetypen zum Endkampf aufgeboten werden, die die abendländische Mythologie hergibt. Das Böse, das nach Macht strebt, versinnbildlicht durch die goldenen Ringe, schöpft aus toter Erde eine Armee von Zombiearbeitern – geradezu prototypische Proletarier. Mithilfe schwarzer Magie bedienen diese Arbeiter in düsteren Anlagen unheimliche Maschinen. Es ist eine Bilderwelt der Hölle, in der die mythische Industrie entsteht. Diese Industrie frisst buchstäblich die heile Welt auf und droht, die fantastische Vielfalt durch die tote Gleichheit eines zentralisierten Imperiums zu ersetzen. Alles hofft auf das Erwachen und die Wiederkehr des guten Königs. Dieser

ist ein regungsloser Tattergreis, dessen Macht ein verlogener, schleimiger Hausmeier übernommen hat, der Wurmzunge genannt wird und der Inbegriff des modernen „Politikers“ ist.

Das Epos von J. R. R. Tolkien hat eine tiefere Botschaft. Der Gedanke der Technikaskese ist nur ein Ausdruck dieser Botschaft, der Kern ist – wie bei den Amischen – tief religiös. Tolkiens eigene Worte verblüffen, wenn man den massenhaften Erfolg seiner Werke insbesondere in unseren säkularen Gesellschaften betrachtet. Das dreibändige Hauptwerk, ungewöhnlich voluminös für moderne literarische Maßstäbe, verkaufte sich mehr als 150 Millionen mal, die moderne Verfilmung hat drei Milliarden Dollar eingespielt und ist damit die erfolgreichste Filmtrilogie aller Zeiten. Zweifellos bedient das Epos schlummernde Sehnsüchte. Tolkien bekannte sich in einem Brief zu seinen Motiven:

Der Herr der Ringe ist selbstverständlich ein fundamental religiöses und katholisches Werk; anfangs unbewußt, in der



Nachbetrachtung jedoch bewußt. Deswegen habe ich in der imaginären Welt keinerlei Verweise auf irgendetwas wie „Religion“, auf Kulte oder Praktiken eingebaut, bzw. sie wieder herausgenommen. Das religiöse Element wird so von der Geschichte und der Symbolik aufgesaugt.<sup>70</sup>

Tolkien war nicht nur im religiösen Sinne etwas „*out of tune*“ mit dem Zeitgeist. Politisch gehörte er der besonders seltenen Spezies der Anarchomonarchisten an und kann damit als Vorläufer von Hans-Hermann Hoppe angesehen werden. Ähnlich wie dieser erwies sich Tolkien als vollkommen rücksichtslos gegenüber politischen Sensibilitäten, wenngleich er sich in diesem Tonfall nur in privaten Briefen äußerte:

Meine politischen Ansichten bewegen sich immer mehr in Richtung Anarchismus (im philosophischen Sinne, also verstanden als Abschaffung von Kontrolle, nicht bärtige Männer mit Bomben) – oder „unkonstitutioneller“ Monarchie. Ich würde jeden einsperren, der das Wort Staat gebraucht

---

<sup>70</sup> Humphrey Carpenter (1995). The Letters of J. R. R. Tolkien, Houghton Mifflin. S. 172. [tiny.cc/carpenter1](http://tiny.cc/carpenter1)

(in jedem anderen Sinne als für das leblose Reich Englands und seiner Einwohner, ein Ding, das weder Macht, Rechte noch Geist hat); und nach Gewährung einer Möglichkeit des Widerrufs, würde ich sie exekutieren, wenn sie starrköpfig bleiben! Wenn wir zu persönlichen Namen zurückkehren könnten, würde das viel Gutes bewirken. Regierung ist ein abstraktes Substantiv, das die Art und Weise des Regierens meint, und es sollte ein Vergehen sein, von „der Regierung“ zu sprechen und das Wort zur Bezeichnung von Menschen zu verwenden. [...] die am wenigsten geeignete Tätigkeit für jeden Menschen, selbst für Heilige (die zumindest nicht gewillt waren, sie zu übernehmen), ist das Herumkommandieren anderer Menschen: Unter einer Million ist keiner dazu geeignet und am allerwenigsten jene, die es anstreben. Zumindest sollte dies bloß gegenüber einer kleinen Gruppe von Menschen ausgeübt werden, die wissen, wer ihr Herr ist. Die Leute im Mittelalter hatten damit Recht, die Erklärung *nolo episcopari* [ich will nicht zum Bischof gemacht werden] als besten Beweggrund anzusehen, jemanden zum Bischof zu machen. Gebt mir einen König, dessen Hauptinteresse Briefmarken, Eisenbahnen oder Pferderennen sind, und der die Macht hat, seinen Weir (oder wie auch immer man ihn bezeichnen mag) zu ent-

lassen, wenn er den Schnitt seiner Hosen nicht mag. Und so weiter in diesem Sinne. Selbstverständlich ist die verhängnisvolle Schwäche von alledem – letztlich die einzige verhängnisvolle Schwäche von allen guten natürlichen Dingen in einer schlechten, korrupten und unnatürlichen Welt, daß es nur funktioniert, wenn die ganze Welt auf dieselbe gute alte ineffizient-menschliche Art herumwurstelt. (S. 63f)

Etwas erschreckend ist dann allerdings die einzig positive Aussicht, mit der er den Brief schließt, und sie führt uns zurück zur Technikaskese. Mit derselben bitterbösen Ironie setzt er seine Hoffnung auf *disgruntled men* – heute würde man Wutbürger sagen – die Fabriken und Stromwerke in die Luft sprengen. Das habe aber, so Tolkien, nur Sinn, wenn es universell durchgeführt würde. Der Gedanke ist extrem und findet sich im Ansatz des *Unabombers* wieder, eines hochintelligenten Terroristen, der die USA eine Zeit lang in Atem hielt. Seine Plausibilität besteht darin, daß die Verringerung von Effizienz auch die Effizienz der Kontrolle und des Machtapparates reduziert.

## Dämonische Industrie

Technik darf durchaus zu den Leidenschaften des „Staates“ gezählt werden (ich ziehe schon meinen Kopf ein vor der Tolkien'schen Guillotine). Natürlich hat Tolkien recht, daß diese Feststellung eine ganz andere, dämonische Qualität bekommt, wenn vom „Staat“ die Rede ist. Einen König mit einer Leidenschaft für Technik kann man sich als schrulligen Bastler von Weltmaschinen vorstellen. Die „staatliche“ Leidenschaft ist von ganz anderer Art, sie ist viel zweckhafter. Die Eisenbahn, heute der Inbegriff grünalternativer Sehnsüchte, war ein konzertiertes Projekt der militärischen Erschließung und Vernetzung des modernen Flächenstaates. Danach folgte die Autobahn der Nazi-Sozis und der Volkswagen. Das Wort „Autobahn“ an der richtigen Stelle führt heute dank politischer Korrektheit zu ähnlichen Reaktionen wie der Ausruf „Jehova“ in Monty Python's „Life of Brian“. Vermutlich sind dem deutschen Feuilleton-Intellektuellen die Kontinuitäten unangenehm, die in seinem Unterbewußtsein

brodeln.

Bis heute baut der „Staat“ mit dämonischer Industrie (das Wort bedeutet Fleiß) die technische Infrastruktur aus. Der Wiener Baustellensommer erinnert, bei aller Liebe zur Technik, in der Tat überdeutlich an die Tolkien'schen Alpträume. Überall wuseln Zombies im Dreck und rekeln sich in der Hitze. Und alles geschieht im Namen des Rings, „sie alle zu knechten“. Manchmal prunkt er sogar an den Stätten ihres Wirkens, der goldene Sternchenring auf blauem Grund.

Der Askesebefürworter Alexander von Schönburg beschreibt die Fortsetzung national-sozialistischer Arbeitsplatzbeschaffung in Deutschland:

Parallel dazu wuchs der Straßen- und Autobahnbau Helmut Schmidts auf einem breiten gesellschaftlichen Konsens fußende Forderung in den sechziger Jahren lautete: «Jeder Deutsche soll den Anspruch haben, sich einen eigenen Wagen zu kaufen. Deshalb wollen wir ihm die Straßen dafür bauen.» 1977 wurde im Auftrag des Bundesverkehrsministeriums ein «koordiniertes Investitionsprogramm für die Bundesverkehrswege bis zum Jahre 1985» aufgestellt, mit dem von

allen drei maßgebenden politischen Parteien erklärten Ziel, dass es «kein Bundesbürger vom Wohnort weiter als 25 Kilometer zur nächsten Autobahnauffahrt» haben sollte. Die Anbindung an die Autobahn wurde zum Grundrecht des Deutschen.<sup>71</sup>

In seinem überaus amüsanten Büchlein zur „Kunst des stilvollen Verarmens“ beschreibt Schönburg, wie ein Gespräch mit dem Kunstkritiker Niklas Maak seine Autofeindschaft therapierte – nicht gegen das Auto an sich solle man sich wenden, sondern gegen den Automobilismus als Massenphänomen:

Nur weil man Widerstand gegen die Massenmotorisierung leiste, sei man noch längst kein Autofeind, sondern müsse im Gegenteil sogar als ein wahrer Autofreund gelten. Autos seien nämlich als exquisite Genußmittel zu betrachten, zur bloßen Fortbewegung dagegen völlig ungeeignet. «So, wie man nicht jeden Tag eine Flasche Petrus oder Cheval Blanc

---

<sup>71</sup> Alexander von Schönburg (2007): Die Kunst des stilvollen Verarmens. Wie man ohne Geld reich wird. Rowohlt Taschenbuchverlag. S. 117. [tiny.cc/schoenburg](http://tiny.cc/schoenburg)

wegsäuft, sollte man das Auto nur selten und dann bewußt fahren, und auch nur auf leeren Küsten- oder Bergstraßen», erklärte Niklas Maak mir. Das Problem seien nicht die Maserati oder Aston Martin, das seien eindeutig Genußmittel, sondern die Millionen Opel Corsa, VW Golf und 3er-BMW, die unsere Straßen verstopfen.

Ein Auto kann also nur ein völlig unnützes, rein zum Vergnügen bestimmtes Luxusobjekt sein, das man geradezu sinnlich liebt, oder ein reines Gebrauchsobjekt, mit dem man ohne Sentimentalitäten umgeht. Alles dazwischen ist fürchterlich spießig, riecht nach Wunderbaum und nassem Lammfellbezug. Doch genau genommen ist die Zeit der Luxusautos vorbei; ein massengefertigtes Produkt ist ja kein Luxusobjekt im strengen Sinn. (S. 119)

## Arme Snobs

Welch ausgeprägter Snobismus! Schönburg versteht es aber ausgezeichnet, eine harmlose, schrullige Variante des Snobismus zu vermitteln, die erstaunlich wenig mit Geld zu tun hat – sein Buch ist gewissermaßen die Ehrenrettung des armen Snobs. Dessen Perspektive ist eine heilsame Alternative zur Leier der Neidgenossenschaft. Der arme Snob beneidet die Menschen nicht um ihr Geld, sondern bemitleidet sie: *so much ado about so little pleasure!* Schönburg wirft einen Blick in das durchschnittliche Wohnzimmer eines Massenmenschen und stellt ernüchtert fest:

Man betrachte den Begriff «Wertgegenstände» einmal für einen Moment aus der Perspektive eines Einbrechers: Das, was sich lohnt, aus jeder beliebigen Wohnung zu entwenden, sind in erster Linie technische Geräte, Fernsehapparat, DVD-Spieler, Stereoanlage, Computer. Alles Dinge, die bereits nach zwei, drei Jahren veralten und keinen Wiederverkaufswert haben. Der Historiker Rolf Peter Sieferle behauptet, daß wir uns trotz unseres relativen Massen-



wohlstands zu einer «Gesellschaft von Eigentumslosen» entwickelt hätten. Heute hat die Gesellschaft zwar quer durch alle sozialen Schichten hindurch Hunderte Habseligkeiten, doch eine verschwindend kleine und immer kleiner werdende Schicht verfügt über tatsächliche Werte.

Die Einkünfte schon für einen Angehörigen der unteren Mittelschicht können immens sein — ein Facharbeiter kann in seinem Leben weit über eine Million Euro verdienen —, doch sein persönliches, nachhaltiges Eigentum wird im Regelfall nur einen Bruchteil dessen betragen, was er erwirtschaftet hat, weil er es inzwischen für wertlosen Ramsch oder sinnlose Zeittötung ausgegeben hat: Reisen auf die Seychellen, Flaschenregale aus instabil verschraubtem Weichholz, Fonduegeschirr, Waffeleisen, Clubmitgliedschaften, Eis- und Joghurtmaschinen, Gelpantoletten, Activity-Rucksäcke, Kombijacken, Reisezwiebelschneider, Waagen, die das Körperfett getrennt von der Restkörpermasse wiegen, Fleischwölfe aus «gebürstetem Edelchrom», Fusselfräsen mit Auffangbehälter, elektrische Massagegeräte, Chipstüten-Thermoversiegler, zwei Saftpresen, eine Chi-Maschine, Designerpfannen und magnetische Nackenkissen. (S. 172)

Das Orakel *GfK Austria* schaute im Auftrag der Erste Bank tausend Österreichern aufs Maul und legt den Schluß nahe, daß sich das Einbrechen wohl bald gar nicht mehr lohnen wird. Die durchschnittliche Ersparnisbildung liegt nämlich derzeit bei 63 Euro pro Monat. Ein Drittel spart überhaupt nicht. Die überwiegende Masse geht nämlich davon aus, daß es immer mehr Geld geben wird: 41 Prozent rechnen mit einer Einkommenssteigerung in den nächsten drei Jahren, 38 Prozent glauben an ein zumindest gleichbleibendes Einkommen. Ich bin allerdings überzeugt davon, daß weit mehr als die verbleibenden 21 Prozent unbewußt ganz andere Ahnungen in sich tragen, ohne sie noch artikulieren zu wollen. Man will ja nichts verschreien! Technische Spielzeuge sind da willkommene Ablenkungen vom Zwicken des Unterbewußtseins.

Die Modeprodukte und Produktmoden, die Produktlebenszyklen und geplante Obsoleszenz (der Bau von Produkten mit bewußt abgesenkter Lebensdauer) – all dies sind Aspekte des Chronos. Schönburg beschreibt,

wie Geldmangel (oder Geldaskese) vor chronischem Unsinn bewahren kann:

Meine Familie war in der Zeit, in der es um uns herum mit dem Geschmack bergab ging, erfreulicherweise schon nicht mehr reich genug, um den neuen Moden hinterherrennen zu können. Also behielt man all die Möbel aus dem frühen 18. Jahrhundert und benutzte sie weiter, statt sie durch scheußliches neues Zeug zu ersetzen. Immer wieder ist zu beobachten, daß finanzielle Krisen sich als kulturelle Vorteile erweisen. Die berühmte Münchner Frauenkirche hat nur deshalb ihre unverwechselbaren Kuppelhauben, weil der Stadt im 16. Jahrhundert das Geld für die geplanten spitzen Turmhelme fehlte. (S. 84)

## **Anachronismen**

Auch die Technikaskese vermag in diesem Sinne befreiend sein. Sie drückt sich aus im Anachronismus. Wie das Wort schon verrät, kann man Anachronismen als Versuche verstehen, Chronos zu entkommen. Das können die Spleens der armen Snobs sein, die Pseudomaschinen der kindlichen Bastler und Esoteriker oder

der bewußte Verzicht der Amischen. All dies sind Fluchtversuche aus der *invida aetas*, um mit Horaz zu sprechen, der weltlichen Zeit des Neids und Drucks. Solange diese Wege nicht Utopien einer künstlichen *aurea aetas*<sup>72</sup> bezwecken, sind sie sympathische Farbleckse im Einheitsgrau.

Der einfachste, aber keinesfalls bequemste Weg zum Anachronismus ist der, sich schlicht die Möglichkeiten zu nehmen, mit Chronos Schritt zu halten. Auf Geld oder Technik zu verzichten sind solche geistig simplen, aber praktisch schwierigen Wege. Kein Wunder, daß die Praktiker der Geld- und Technikaskese der Theorie, der geduldigen, geistigen Anschauung eher feindlich gesinnt sind und ihre Erfüllung in der Praxis suchen. Wenn es auch bloß wirklich Praxis wäre – so oft ist es der unfruchtbarste aller mittelmäßigen Mittelwege zwischen Theorie und Praxis: das theoretische Fantasieren darüber, was wäre, wenn sich endlich alle recht

---

<sup>72</sup> Siehe Scholien 04/09.

verhalten und praktizieren, was man predigt, und wie man die Mitmenschen dazu nötigen könnte. Schnell kommt dann der Götze mit dem großen S oder R ins Spiel, und man ist geneigt, nach dem Tolkien'schen Scharfrichter zu rufen.

Die Juni-Ausgabe der Zeitschrift oya,<sup>73</sup> einer empfehlenswerten Publikation für Praktiker der Askese, hat sich zum Motto gewählt:

Alles, was der Geldsphäre entzogen wird, hat einen positiven Nachhaltigkeitseffekt.

Damit zitieren sie den Ökonomen Niko Paech, der über die „Postwachstumsökonomie“ philosophiert. Auf den ersten Blick klingt das nach ziemlichem Unsinn. Es wäre allerdings respektlos, säkularreligiöse Menschen wortwörtlich verstehen zu wollen. Da die Säkularreligiösen die immerhin größte Religionsgemeinschaft in unseren Breiten und unserer Zeit sind, noch vor den Jedis, haben sie Respekt verdient. Die Jedis – man ver-

---

<sup>73</sup> oya-online.de

zeihe den Einschub – sind übrigens eine fiktive Religion aus dem zweiterfolgreichsten modernen Epos: *Star Wars*. Auch diese Phantasiewelt ist zutiefst mittelalterlich, und durch und durch anachronistisch, obwohl es sich um *Science Fiction* handelt. Bei der Volkszählung in Großbritannien kamen die völkischen Statistiker zum verblüffenden Schluß, daß die Jedis mittlerweile eine der größten Religionsgemeinschaften im Lande sein müssen. Umfragen (und demgemäß die meisten „wissenschaftlichen Studien“) haben es nämlich so an sich, Antworten allzu ernst zu nehmen.

Ich finde, man tut Menschen Unrecht, wenn man sie übertrieben wörtlich nimmt. In der Religion ist die übertriebene Buchstabengläubigkeit ja auch eine der schlimmeren Häresien. Wenn chronisch vergraute Menschen „Nachhaltigkeitseffekte“ ersehnen, wollen sie doch bloß ein bißchen Farbe in ihre Welt bringen. Das „Entziehen aus der Geldsphäre“ ist in der Tat, das ist völlig richtig, praktisch immer mit scheckigen Anachronismen verbunden. Wirtschafts- und Technik-

feindlichkeit sind eine ein wenig kindische, aber sehr verständliche Reaktionen auf den Unmut über die eigene Schwäche, von einer vernetzten, verkabelten und verfunkten Massengesellschaft mitgespült zu werden. *I feel your pain!*

Gar nicht kindisch, sondern im besten Sinne kindlich<sup>74</sup> sind für mich die Anachronismen aus persönlicher Initiative und auf eigene Rechnung. Ich freue mich wie Alexander von Schönburg über den Kairos der Krise, weil ich voll Vorfreude und Neugier über die zunehmenden Anachronismen bin. Während technikfeindliche Trottel mit Bomben, Gesetzen und anderen Akten der Gewalt alle anderen ins Mittelalter führen wollen, lebt der gute Spinner und Anachronist *sein* Mittelalter im *hic et nunc*. Der Trottel tritt doch nur der Masse nach oder wie ein Elefant im Porzellanladen, der Spinner spinnt seine Welt und vermag die reale dadurch bunter und lebhafter zu machen. Das erwähnte Maga-

---

<sup>74</sup> Siehe Scholien 03/10.

zin „oya“ hat mir gefallen, weil darin relativ viele Spinner zu Wort kommen.

## Burgbau

Dariusz Lasecki, ein polnischer Unternehmer, entschloß sich eines Tages, sein Vermögen einzusetzen, um aus einer Ruine die Burg Bobolice nahe Czystochowa wiederaufzubauen. Sein Motiv ist jener harmlose Patriotismus der guten Spinner, den Alexander von Schönburg dem utopischen Nationalismus der Trottel gegenüberstellt: Ersterer sei kein Stolz aus Überheblichkeit, sondern dazu da, in bitteren Momenten wenigstens das Gefühl haben zu können, Teil von etwas Besonderem zu sein. Lasecki erklärt:

Warum sollen die Deutschen ihre Rheinschlösser haben, die Franzosen ihre Loireschlösser, die Tschechen so viele öffentlich zugängliche Burgen, und die Polen nur Ruinen?!<sup>75</sup>

---

<sup>75</sup> Vanessa Gera: „Nostalgic Poles rebuild medieval castles“, Businessweek.com, 25.4.2011. [tiny.cc/gera](http://tiny.cc/gera)



Ein französischer Unternehmer hat schon vor vielen Jahren etwas Ähnliches unternommen; sein Projekt ist nur noch viel verrückter. Eben deshalb ist es eine verblüffende Erfolgsgeschichte. Zunächst jedoch die Vorgeschichte dazu: Michel Guyot und sein Bruder Jacques kauften 1979 das Schloß Saint-Fargeau für ein paar tausend Francs. Es befand sich freilich in desolatem Zustand: Insgesamt zwei Hektar Dachfläche mußten erneuert werden, die Mauern hatten Risse. Um die Restaurierung zu finanzieren, wandten sich die Guyots an die lokale Bevölkerung und organisierten Historien-Spektakel. Die gesammelten Gelder reichten aus, um Saint-Fargeau vor dem völligen Zerfall zu retten. Michel Guyot kam auf den Geschmack:

Es ist ein echtes Vergnügen, alte, seit Jahrhunderten zerstreut liegende Steine aufzufinden und wieder zusammenzufügen. Jedesmal, wenn mir dies gelingt stellt sich ein Zustand der Dankbarkeit ein. Ich erachte es als Geschenk, ein kleines Glied in der Überlieferungskette eines Zeugen der

Menschheit sein zu dürfen.<sup>76</sup>

Nachdem Guyot unter dem Schloß Reste einer älteren, mittelalterlichen Burg entdeckt hatte, setzte er sich in den Kopf, eine solche Burg von Grund auf neu aufzubauen. Noch nicht verrückt genug: Dies wollte er ausschließlich mit den technischen Methoden des Mittelalters schaffen – praktizierte Technikaskese. Mit der Managerin Maryline Martin fand er eine begeisterte Mitstreiterin. 1997 begann der Bau des „Château de Guédelon“<sup>77</sup> im Burgund. Leider war es in Frankreich unvermeidlich, die schöne Idee durch Fördergelder aus Paris und Brüssel zu besudeln, doch das Projekt emanzipierte sich überraschend schnell von diesem Geburtsfehler. Seit der geringen Anschubsfinanzierung trägt sich das Projekt selbst – durch Eintrittsgelder. Mittlerweile ist die Baustelle die meistbesuchte Touristen-

---

<sup>76</sup> Philippe Minard/François Folcher (2004): Guédelon – Des hommes fous, un château fort. Ed. Aubanel. [tiny.cc/minard1](http://tiny.cc/minard1)

<sup>77</sup> [www.guedelon.fr/de/](http://www.guedelon.fr/de/)

attraktion im gesamten Département. Mehr als 300.000 Besucher spielen ein Jahresbudget von drei Millionen Euro ein. Der Bau soll in den 2020er-Jahren vollendet werden.

Was ist so reizvoll an dem verrückten Projekt? Die Askese wertet die Sache ungemein auf. Wissenschaftler sind fasziniert von der Möglichkeit, ihre Thesen über historische Baumethoden in der Realität zu überprüfen. Die Baustelle versorgt sich fast ausschließlich selbst, Holz, Wasser und Stein kommen aus nächster Nähe. Die „Bauarbeiter“ haben nichts mehr mit Zombies gemein: Ein Lächeln auf den Lippen, sind sie selbständige Handwerker, tragen die einfachen, aber schönen Gewänder des Mittelalters – sie arbeiten, als wären sie Teil eines lustigen Rollenspiels. Ist es eines? Das ist gar nicht so leicht zu sagen. Die Handwerker sind auch im „wirklichen Leben“ Handwerker, werden real bezahlt, ihnen wird keine Geldaskese abverlangt. Neugierige Ehrenamtliche lernen reale Fertigkeiten – sogar eine Lehre lässt sich auf der Baustelle abschließen. Die Ar-

beit ist mindestens so schwer wie „echte Arbeit“, vermutlich weit schwerer. Das Wunderbare kommt hier durch das Wunderliche in die Realität und schafft eine der wenigen Baustellen der Welt, die kein Ärgernis, sondern eine Freude sind. Es ist eben das Verrückte, der kreative Anachronismus, der die einfachsten Dinge aufwertet. Doch es geht immer noch etwas verrückter. Eine Mitarbeiterin teilt folgende, sehr aufschlußreiche Beobachtung:

Lustigerweise merkten wir, daß dem Schloß, obwohl wir uns so um Genauigkeit bemühten, in gewisser Hinsicht die Seele fehlte. Also erfanden wir eine Gestalt – den Eigentümer – mit individuellen Vorlieben und Abneigungen, die mal dieses will und mal jenes untersagt.

Der ultimative Anachronismus ist letztlich die Personifizierung des Kairos, der menschlichen Willkür der Entscheidung. So meinte das auch Tolkien, als er über den schrulligen König sprach. Es ist bezeichnend, daß Willkür, die Kür des Willens, heute fast nur noch nega-

tiv besetzt ist.<sup>78</sup> Willkür ist anachronistisch, weil sie Wille zum Sein ist und sich die Kraft erhält, aus dem chronologischen Strom nach Belieben auszubrechen.

Besucher aus den USA waren so begeistert über das Projekt, daß sie etwas ganz Ähnliches in der amerikanischen Pampa begonnen haben. Die Baustelle der Festung „Ozark“<sup>79</sup> lockt ebenfalls Besucherströme an. Doch etwas nachzumachen, das sich bereits als erfolgreich erwiesen hat, ist schon viel weniger verrückt – darum haben Kopien auch weniger Seele. Ich vermute, daß sich „Ozark“ zu einem eher seelenlosen *Amusement park* entwickeln wird, einer bloßen Mittelalter-Erlebniswelt mit Museumsshop, in dem Plastiksouvenirs aus asiatischen Fabriken verramscht werden.

---

<sup>78</sup> Siehe Scholien 02/09, S. 3f.

<sup>79</sup> [www.ozarkmedievalfortress.com](http://www.ozarkmedievalfortress.com)

## Rückkehr ins Mittelalter

Das Mittelalter boomt gerade sehr. Pro Jahr gibt es allein in Deutschland 800 Mittelaltermärkte.<sup>80</sup> Interessant ist, daß der Trend ein Rückimport aus den USA ist. Auch die meisten Rollenspiele, mithilfe derer man mittelalterliche Phantasiewelten leben kann, kommen ursprünglich von dort. Vielleicht haben die Amischen gerade in den USA in dieser Form überlebt, weil dort stets mehr Raum für Anachronismen war, oder aber, weil dort auch mehr Bedarf für den Anachronismus ist, wo in einer eher ahistorischen Gesellschaft der Chronos noch unbittlicher tickt. Der mittelalterliche Anachronismus ist ein wenig Balsam für die Seele, wie die vor-moderne Stadt Balsam fürs Auge ist. Bei einer Reise ins wunderbare Venedig fiel es mir unlängst wieder auf: Kein Haus gleicht dem nächsten und doch fügen sich alle zu einem harmonischen Ganzen. Das ist das Prin-

---

<sup>80</sup> [www.marktkalendarium.de](http://www.marktkalendarium.de)

zip einer Formsprache,<sup>81</sup> die kollektiv geteilt, aber individuell ausgefüllt werden kann – dasselbe Prinzip, das hinter gemeinschaftlichen Spielen steht.

Die größte Vereinigung von fröhlichen Spinnern, die das Mittelalter so ernsthaft spielen, daß sie es leben, trägt den ungemein passenden Namen *Society for Creative Anachronism*.<sup>82</sup> Die Mitglieder, die sich über die gesamte Welt verteilen (die Mehrheit sind aus den USA), versuchen sich wie Michel Guyot darin, die Utensilien ihrer Inszenierung auch nur mit authentischen Mitteln herzustellen. Dabei gibt es immer wieder Konflikte darüber, wie sehr man „*in character*“ bleiben müsse – wie ernsthaft das Leben der Figur nachzuleben sei, die das mittelalterliche Alter Ego darstellt. Insbesondere auf der Metaebene reibt sich die gespielte Welt an der realen: Läßt sich eine solche Vereinigung, mit realen Mitgliedern und entsprechend realen Vermö-

---

<sup>81</sup> Siehe Scholien 05/10.

<sup>82</sup> [www.sca.org](http://www.sca.org)

genswerten, auch spielerisch managen? Zwei Fronten stehen sich hierbei gegenüber: Auf der einen Seite die Pragmatiker, die ihr Spiel nur als „Hobby“ sehen und denen alle Mittel recht sind, um ihrem Hobby bequem und günstig nachkommen zu können. Die Idealisten hingegen stoßen sich an all den Kompromissen, den Widersprüchen zwischen den Vorstellungen vom Mittelalter, den „Touristen“, denen es bei den Inszenierungen nur um Unterhaltung geht, der Vereinspolitik mit- samt ihrer obligatorischen Intrigen.

Einer der prominentesten Fürsprecher letzteren Flügels ist Cariadoc – das Alter Ego des brillanten Ökonomen David Friedman, der mir nicht nur deshalb sympathisch ist, weil er ebenfalls gelernter Physiker ist. Leider folgt er ökonomisch etwas zu sehr seinem berühmten Vater Milton Friedman, wenngleich sich seine Schlüsse teils drastisch unterscheiden. In dem schwelenden Konflikt in der erwähnten *Society* hielt er ein bemerkenswertes Plädoyer für eine Feudalisierung des Vereins, die weit über den spielerischen Kontext von Bedeutung ist:



Die entscheidende Eigenschaft der feudalen Ordnung besteht darin, daß die Schlüsselressource auf einer niedrigen Ebene kontrolliert wird, mit dem Ergebnis, daß die höher stehenden „Herrscher“ – Könige oder Herzöge – eher Anführer von Koalitionen als Autokraten sind. Das gilt für die gegenwärtige Gesellschaft genauso wie für das Frankreich des zwölften Jahrhunderts. Dessen Schlüsselressource war die schwere Kavallerie. Unsere ist die Freiwilligen-Arbeit. Das Ergebnis ist, daß in der Praxis die mächtigsten Männer in einer Gesellschaft Barone oder ihre Entsprechung sind – lokale Führer, die Dinge durchsetzen können. Unser König gewinnt seine Krone auf dem Turnierfeld, aber um tatsächlich etwas zu schaffen, braucht er die Unterstützung der lokalen Führungsriege – genau wie der mittelalterliche König. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, daß Echtheit oftmals aus rein praktischen Erwägungen erstrebenswert ist – die Menschen des Mittelalters wußten mehr über die Herstellung von Rüstungen als wir, womit wir bessere Rüstungen herstellen, indem wir sie nachahmen. Dasselbe gilt für politische Institutionen. Die Einschränkungen, denen unsere Gesellschaft unterliegt (und, wie ich schätze, viele andere freiwillige Organisationen) sind analog zu jenen, denen mit-

telalterliche Gesellschaften unterlagen, womit politische Strukturen aus dem Mittelalter für uns besser funktionieren könnten als moderne. Wenn das stimmt, wären wir wahrscheinlich besser damit beraten, feudalistische Tendenzen in der Gesellschaft zu fördern, anstatt ein (funktionell ungeeignetes) zentralisiertes System zu installieren und daraufhin zu verwenden, um zu behaupten, feudalistisch zu sein. Darüber hinaus machen wir das, was wir tun, fühlbar und authentischer, wenn wir die gegenwärtige feudalistische Struktur unserer Organisation akzeptieren und auf ihr aufbauen.

Was daraus folgt, ist ein detaillierter Vorschlag für eine mittelalterliche Lösung eines unserer gegenwärtigen Probleme – die in Königreichen der *Society for Creative Anachronism* klaffende Lücke zwischen dem König und dem Baron. Die Grundidee ist, eine neue Einheit zu ermöglichen, genannt *County*, die sich aus mehreren Herrschaftsgebieten, Grafschaften oder dergleichen zusammensetzt, die zusammenarbeiten wollen. Der Graf würde von den Mitglieds-Gruppen unter Genehmigung der Krone erwählt. Er würde größtenteils dieselben Aufgaben wahrnehmen wie der König in kleineren Königreichen – symbolischer und charismatischer Anführer, Vermittler, Koordinator. Er wäre im Endeffekt ein

Anführer einer Koalition, jemand mit Macht, dem weiter unten stehende Herren folgen wollen – das, wie ich denke, was mächtige Adelsleute im Laufe der Zeit meistens waren.

Ein weiterer Vorteil dieses Vorschlags besteht darin, daß er uns von der modernen Idee wegbringen würde, Geographie mit Politik gleichzusetzen – zum Beispiel, das mittlere Königreich in durch Staatsgrenzen getrennte Regionen zu teilen.<sup>83</sup>

Im Gegensatz zu einer zentralisierten Struktur bringt eine subsidiäre freilich allerhand vermeintliches „Chaos“ hervor. Das ist auch der wesentliche Einwand der Pragmatiker. Im Grunde ist dieses „Chaos“ aber oft bloß Ausdruck von Vielfalt; das geplante Chaos hingegen, das die vermeintlichen „Realisten“ erzwingen wollen, tote Vereinheitlichung.

---

<sup>83</sup> David Friedman (1988/1992): „I Have Seen the Past – And It Works“, in: Ciriadoc's Miscellany. [tiny.cc/friedman1](http://tiny.cc/friedman1)

# Geldchaos

Ein gutes Beispiel für diese zwei Arten von Chaos ist das Geld. Auf den ersten Blick ist die mittelalterliche Geldordnung ein undurchdringliches Gewirr. Ihre bunte Komplexität wertet aber Berufe auf, die heute oft nur noch ein leerer Abklatsch sind: Geldwechsler und Händler. Eine Zentralisierung der Maße und Münzen scheint die Rechnung zu erleichtern. Paradoxerweise ist das Gegenteil der Fall: Mittelalterlichen Händlern fiel es viel leichter, ein Wertmaß zu verwenden, weil sie die Vielfalt des Geldes gewohnt waren. Heutige Händler tappen im Vergleich dazu vollkommen im Dunklen und verrechnen sich laufend: Die „Wirtschaftskrise“ ist ja nichts anderes als das Aufdecken einer seltsamen Häufung von Abschätzungsfehlern. Keinem geübten Händler des Mittelalters wäre es eingefallen, seine Rechnung nach einer einzelnen, spezifischen Geldausprägung anzustellen, die vollkommen der Willkür bestimmter Politiker unterliegt. Der bereits in früheren Scholien vorgestellte Walter Eucken, einer der bedeutendsten

deutschen Ökonomen, beschreibt die Situation wie folgt:

Im Mittelalter z. B., in dem verschiedenste und rasch wechselnde Geldarten umliefen, konnten die Großhändler unmöglich eine beliebige, im Werte dauernd schwankende Geldsorte als Recheneinheit benutzen. Sie brauchten eine, einheitliche und feste Rechnungsskala bei Führung ihrer Wirtschaftsrechnung, bei Gewährung und Aufnahme von Krediten und bei der Preisfestsetzung im Einkauf und Verkauf: Etwa den Goldsolidus, später — seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts — den Venetianischen Dukaten oder den Florentiner Floren und andere Einheiten. Dabei wurde der Träger der Recheneinheit als Tauschmittel oft gar nicht oder kaum verwandt. So haben z. B. die Revaler Händler des beginnenden 16. Jahrhunderts ihre Handelsbücher in Rigischer Mark geführt und ebenso alle Kauf- und Verkaufsverträge in Rigischer Mark abgeschlossen. Aber die Rigische Mark war im Großhandel nur ein selten gebrauchtes Tauschmittel. Als solche gab es viele Silber- und Goldmünzen: Thaler, Lübische Mark, Lübische, Rheinische und Ungarische Gulden und andere mehr, abgesehen von gewissen Schuldurkunden, die ebenfalls als Geld fungierten. Der

europäische Fernhandel des Hoch- und Spätmittelalters, der im Zentrum der ganzen Wirtschaftsordnung der Zeit stand, hätte seine großen Funktionen ohne Trennung von Recheneinheit und Geld gar nicht durchführen können. Die einzelnen als Tauschmittel verwandten Geldarten hatten — und haben in solchen Fällen stets — einen schwankenden Kurs im Verhältnis zur Recheneinheit.

Viele Nationalökonomien sprechen davon, daß das Geld Tauschmittel und Wertmaß sei. Mit dieser Definition kommt man nicht weit. Wenn man etwa die zahlreichen aufgefundenen antiken Geldhorte in Griechenland oder Vorderasien untersucht, so finden sich dort oft eine solche Menge von Münzen verschiedener Prägestätten in einer Kasse, daß die Wirtschaftsrechnung unmöglich nach allen diesen Geldsorten vorgenommen werden konnte. So hat man in der Kasse eines Fernhändlers in Tarent des 5. vorchristlichen Jahrhunderts Geld aus sieben großgriechischen Prägestätten — abgesehen von anderen Münzen — gefunden. Eine Geldart war höchstwahrscheinlich gleichzeitig auch „Wertmaß“, die anderen nicht. Waren diese anderen kein Geld? Auch in der hellenistischen Zeit bestand im wirtschaftlich hochentwickelten Ostmittelmeerraum ein

solches Chaos von Geldarten, daß Geld und Recheneinheit nicht identisch gewesen sein können. Erst mit dem Vordringen der Römerherrschaft wurde für Jahrhunderte der römische Goldaureus nicht nur vorherrschende Geldart, wie die Funde lehren, sondern zugleich auch die allgemein benutzte Recheneinheit — ein Zustand allerdings, der mit dem 3. nachchristlichen Jahrhundert und mit der anhaltenden Münzverschlechterung wiederum von der Spaltung zwischen Recheneinheit und Tauschmittel abgelöst wurde. — Bekanntlich hat es auch in der Neuzeit keineswegs an Fällen gefehlt, in denen Geld nicht zugleich Recheneinheit war. Es braucht nur an die englische Guinea oder den österreichischen Gulden erinnert zu werden. Wenn in Deutschland 1923 die Mark in Form von Papierscheinen und Giralgeld als Tauschmittel, der Roggenzentner oder Gramm Gold oder Schweizer Franken usw. als Recheneinheiten dienten — was war dann Geld?<sup>84</sup>

---

<sup>84</sup> Walter Eucken (1939/1944): Grundlagen der Nationalökonomie. Jena: Gustav Fischer Verlag. S. 138f. [tiny.cc/eucken1](http://tiny.cc/eucken1)

## Heilige Zwölf

Ein Umstand, der alte Geldrelationen für uns so unübersichtlich macht, entfremdet uns auch den alten Maßen: nämlich, daß sie nicht dem Dezimalsystem folgen, an das wir uns gewöhnt haben. Meist fand die Zwölfer-Basis Verwendung, bzw. ein Mischsystem. Eine relativ häufig in ähnlicher Form auftretende Relation ist etwa: 1 Pfund (£) = 12 Unzen (ʒ) bzw. 20 Schilling (ß); 1 Unze = 20 Pfennig (ⴁ). Ich habe hernach die typographischen Zeichen angegeben, die den handschreibenden Händlern und Wechslern rasche, aber doch ästhetische Abkürzungen bieten. Bei der Unze habe ich etwas geschwindelt, das Zeichen kommt aus der apothekarischen Verwendung; das für die Edelmetallunze häufiger gebrauchte Symbol eines etwas ausgeleierten Os gefällt mir nicht so gut, und ein einheitliches gibt es ohnehin nicht.

Wenn wir uns darüber wundern, daß die alten Maße der vermeintlich schwierigeren Zwölferbasis folgen,



dann ist dies bloß ein aufschlußreicher Hinweis auf die Leichtigkeit, den menschlichen Geist umzuformen und zu manipulieren. Ein Zeitreisender aus dem Mittelalter würde über unsere Zehnerbasis den Kopf schütteln. In der Tat ist sie nämlich für Maße viel unpraktischer, denn die Brüche, die in der Praxis am häufigsten vorkommen, sind als Dezimalzahl vollkommen unrund. Ein Drittel in der Basis 10 ist 0,333333... In der Basis 12 hingegen schreibt es sich 0,4. Ein Viertel in dieser Basis ist 0,3. Zwölf ist das gute alte Dutzend, ein Zwölftel schreibt sich in dieser Basis ergo 0,1. Die Zwölf galt dem Mittelalter als heilige Zahl; womöglich erklärt dies auch die zwangsweise Einführung des Dezimalsystems im Zuge der französischen Revolution. 12 als  $3 \times 4$  steht für die Begegnung Gottes (symbolisiert durch die 3 der Dreifaltigkeit) mit der Welt (symbolisiert durch die 4 Himmelsrichtungen).

Die Vertreter einer Initiative, die sich für die Wiedereinführung der Zwölferbasis stark macht, begründen ihr Engagement mit lobenswerter Geisteshaltung:

Den Vorteil, unsere Zählweise – die auf einem biologischen Zufall beruht – an unsere Meßweise anzugleichen – die von Pragmatikern erdacht wurde – sah man wohl zur Zeit der Französischen Revolution. Es war offensichtlich, daß entweder die Zählweise auf die Basis zwölf oder die Meßweise auf die Basis zehn umgestellt werden sollte. Die Franzosen begangen den schweren Fehler, das Falsche zu ändern. Ungeschickterweise entschieden sie, das Zufällige beizubehalten und das Praktische aufzugeben. Das ist gradeso, als würde man seine Zehen abschneiden, anstatt einen größeren Schuh anzuziehen. (Oder, wie G.K. Chesterton sagte, „Köpfe zurechtzuschneiden, um sie Hüten anzupassen“.)

Doch kein einziges Mal hat im Laufe der Geschichte eine Gesellschaft jemals irgendwo freiwillig das bedauerliche metrische Dezimalsystem angenommen. Warum muß es in jedem Land, in dem es heute vorgeschrieben ist, einer unwilligen Bevölkerung per Gesetz unter Androhung von Strafen aufgezwungen werden? Haben wir alle keine Ahnung, was gut für uns ist, sodaß uns einige wenige Große Brüder im Staatsapparat erklären müssen, wie wir einander Butter und Teppiche zu verkaufen haben? Das bezweifle ich. Ich glaube, daß normale Menschen diesen Zufall zu-

gunsten einfacher Bruchzahlen abgelehnt haben, weil sie wissen, was tatsächlich angenehmer ist.<sup>85</sup>

Bei einer Kleinigkeit aber irren sie: auch die Zählweise entspringt weniger einem biologischen Zufall als einer schlechteren Konvention. Geübte Zähler im Mittelalter zählten gar nicht an Hand ihrer zehn Finger oder zehn Zehen, sondern nutzten die Fingerglieder. Diese Zählweise ist viel praktischer; das 10-Finger-Prinzip ist im Vergleich dazu Kindergartenrechnen. Es funktioniert so: Der Daumen jeder Hand wird benutzt, um auf jeweils eines der  $4 \times 3$  Fingerglieder der übrigen Finger zu zeigen. Die rechte Hand zählt die Einer von eins bis zwölf, die linke Hand die ganzen Zwölfer. Für die 13 zeigt der linke Daumen auf das erste Fingerglied des linken Zeigefingers, und der rechte Daumen springt wieder zurück zu eben diesem Glied auf der rechten Hand. Auf diese Weise kann man leicht bis 156 zählen

---

<sup>85</sup> Gene Zirkel: „A Brief Introduction to Dozenal Counting“. [tiny.cc/zirkel](http://tiny.cc/zirkel) (pdf)

(12 Zwölfer plus 12 Einer), anstatt bloß bis 10.

Welche Basis einem einfacher erscheint, ist allein eine Frage der Gewöhnung. Für diejenigen, denen die Mathematik während des Schulzwangs ausgetrieben wurde, eine kleine Erläuterung: Zahlen werden so notiert, daß vor dem Komma positive Potenzen der Basis, hinter dem Komma negative Potenzen stehen; wobei die erste Stelle links vom Komma für die Einer steht, also Vielfache der Basis zur Potenz 0. 12,34 bedeutet in der Zehnerbasis:  $1 \times 10^1 [=10] + 2 \times 10^0 [=1] + 3 \times 10^{-1} [=1/10=0,1] + 4 \times 10^{-2} [=1/100=0,01]$ . In der Zwölferbasis hingegen handelt es sich um eine andere Zahl, mit unterschiedlichem Wert:  $1 \times 12^1 [=12] + 2 \times 12^0 [=1] + 3 \times 12^{-1} [=1/12] + 4 \times 12^{-2} [=1/144]$ . Dezimal wäre das in Summe  $12 + 2 + 0,25 + 0,028 = 14,278$ .

Eine andere Basis politisch „einzuführen“, ist ein absurder Gedanke. Die Zwölferbasis existiert ja nach wie vor. Wieder tritt das Dämonische deutlich zutage, mit dem man nicht mehr raisonieren kann. Die Staatszombies, sofern man sie nicht einen Kopf kürzer macht (ich

schreibe natürlich nur über Ideen und übertreibe in Tolkien'scher Manier), schrecken nicht davor zurück, in fremden Köpfen zu wüten. Das gelingt allerdings nur, wenn sie die Menschen möglichst frisch nach der Geburt in geschlossenen Anstalten behandeln können.

Bei Maßen und anderen Konventionen ist die Verlockung groß, auf Zwang zurückzugreifen, denn Änderungen sind schwierig und kaum gezielt zu bewirken. Zudem stellen sich die Menschen erstaunlich schnell auf erzwungene Konventionen ein, denn der wesentliche Vorteil von Konventionen ist, daß ihnen eben auch andere folgen.

Einst half eine geteilte religiöse Basis dabei, eine Koordination freier Handlungen zu ermöglichen. Wenn die Menschen Sonne und Mond verehren und der religiösen Idee anhängen, daß Gold das Sonnenmetall und Silber das Mondmetall sei, dann könnte sich ganz spontan und zwanglos ein relativ stabiles Preisverhältnis zwischen den beiden Metallen ergeben: nämlich 1:12, schließlich passen in einen Sonnenumlauf zwölf Monde

– Monate. In der Tat kommt das historische Preisverhältnis diesem ziemlich nahe. Georg Simmel erkannte:

Alles hellenische Geld war einmal sakral, ebenso von der Priesterschaft ausgegangen, wie die andern allgemein gültigen Maßbegriffe: Gewichte, Umfangsmaße, Zeiteinteilungen. Und diese Priesterschaft repräsentierte zugleich die Verbandseinheit der Landschaften; die ältesten Verbände ruhten durchaus auf religiöser Grundlage, die manchmal für relativ weite Gebiete die einzige blieb. Die Heiligtümer hatten eine überpartikularistische, zentralisierende Bedeutung, und diese war es, die das Geld, das Symbol der gemeinsamen Gottheit auf sich tragend, zum Ausdruck brachte. Die religiöse soziale Einheit, die im Tempel kristallisiert war, wurde in dem Gelde, das er ausgab, gleichsam wieder flüssig und gab diesem ein Fundament und eine Funktion, weit über die Metallbedeutung des individuellen Stückes hinaus.<sup>86</sup>

Schwindet die religiöse Grundlage, versuchen schlechte

---

<sup>86</sup> Georg Simmel (1900): Philosophie des Geldes. S. 176. Volltext: [tiny.cc/simmel](http://tiny.cc/simmel)

Machthaber oft, die alten Verhältnisse und Formen mit Zwang beizubehalten. Doch ein Zwangskurs, der nicht den Präferenzen der Menschen entspricht, löst massive Anreize gegen denselben aus. Mal ist das eine Metall überbewertet, mal das andere – so wird die Geldordnung rissig wie ein gewaltsam zugehaltenes Faß mit Überdruck, bis sie birst. Totalitäre erkennt man daran, daß ihnen die Verhältnisse, die sich noch bewähren, nicht heilig sind – sie Maße, Zeiten und Münzen für ihre Zwecke manipulieren.

## Zeitmanipulationen

Einen ähnlichen Kampf gegen Windmühlen wie die Initiative für die Zwölferbasis führen einige Bewegungen für die Abschaffung der Sommerzeit, mit treffenden Namen wie Chronolog-Liga und Initiative Sonnenzeit.<sup>87</sup> Wie die meisten ökologisch motivierten Interventionen ist auch diese dreist und dumm: Sie macht

---

<sup>87</sup> [www.initiative-sonnenzeit.de](http://www.initiative-sonnenzeit.de) und [www.chronolog-liga.de](http://www.chronolog-liga.de)

auch vor dem Intimsten nicht halt und hält trotzdem ihr Versprechen nicht. Es ist sehr zweifelhaft, ob durch das kollektive Uhrenverstellen überhaupt Energie gespart wird.

In einer Zeit des Konformismus erscheint es noch schwieriger, Konventionen ohne Zwang zu ändern oder einzuführen. Das ist paradox; eigentlich sollte man erwarten, daß sich Konformisten leichter dabei tun, sich an Änderungen anzupassen, denn sie haben per Definition hinreichend wenig Rückgrat, um flexibel zu sein. Das Problem ist die Änderung: Diejenigen, die sich zuerst an etwas anderem ausrichten, müssen Anachronisten sein. Derjenige, der sich entscheidet, die Sommerzeit schlicht nicht mehr mitzumachen, wäre sogar im buchstäblichsten Sinne ein Anachronist; er widersetzt sich dem Chronos, und der ist in einer Massengesellschaft wirklich titanenhaft und gefräßig.

Ein ähnliches Problem liegt dem Konflikt um den freien Sonntag zugrunde: Solange die religiöse Ausrichtung der Menschen eine gewisse Homogenität aufwies,



konnte ein gemeinsamer freier Tag vom Freitag auf den Samstag, und dann vom Samstag auf den Sonntag verschoben werden. Es gab einen hinreichend starken Sinnzusammenhang, um individuelles Verhalten freiwillig anzupassen: Es war plausibel, dem Heiligen den ersten Tag der Woche zu widmen; den Tag der Sonne bei den Heiden, bzw. den Tag des Herrn – *domingo*, *domenica* – bei den Christen. Interessant ist, wie schnell sich das kollektive Gedächtnis an solche Konventionsänderungen anpaßt. Im deutschsprachigen Raum ist die Erinnerung schon ganz verblaßt, daß Sonntag der erste Tag der Woche sei, er wird für den letzten gehalten. Nachdem bei uns die letzte Gottheit mit Gewicht der Staat zu sein scheint (Kopf ab!), ist es nicht unplausibel, daß es ohne Gebote und Verbote wohl keinen geteilten Ruhetag mehr gäbe. Nur wenige nehmen ihren Glauben hinreichend ernst, um zu Anachronisten zu werden.

Moderne Ökonomen sprechen bei solchen Problemen, bei denen die eigene Wahl von der Wahl der anderen

abzuhängen scheint, von lock-ins bzw. Netzwerkgütern. Freilich beschreiben sie solche Probleme nur deshalb mit Akribie, um ein mögliches Marktversagen zu konstatieren und für sich selbst gut bezahlte Jobs mit tollen Visitenkarten zu legitimieren. Geld sei etwa ein solches Netzwerkgut. Damit etwas als Geld für uns funktionieren kann, müssen es auch andere als Geld akzeptieren. Tragisch wird dieses Dilemma allerdings erst beim Scheingeld unserer Tage, denn die Scheine haben in der Tat keine andere Funktion – akzeptieren sie andere nicht mehr, geht ihr Wert gegen null.

## Netzgeld

Auf ein Netzwerkgeld im buchstäblichsten Sinne haben mich zahlreiche Leser aufmerksam gemacht. Ich kannte es freilich schon längst, denn noch bin ich angeschlossen an das technische Kollektiv namens Internet. Als Physiker war ich der erste in meinem Bekanntenkreis mit einer E-Mail-Adresse – entsprechenden Vorsprung habe ich beim Informationsschürfen.

Das neue Internetgeld heißt *Bitcoin*<sup>88</sup> und es wird ebenso geschürft wie die Information. Es handelt sich um virtuelle Gutschriften, die dezentral produziert werden – und zwar nach einem Zufallsalgorithmus, der in Relation zur eingesetzten Rechnerleistung steht. Diese Leistung wird zum Teil dazu verwendet, die Buchungen durchzuführen und zu prüfen. Je mehr Rechnerleistung man dafür zur Verfügung stellen kann, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, selbst auf ein Bitcoin-Körnchen zu stoßen. Zudem ist die Gesamtzahl der Bitcoins beschränkt. Je mehr schon geschürft sind, desto seltener werden neue gefunden und desto mehr Rechnerleistung ist also dafür nötig – ganz so als würde eine reale Ressource knapper werden. Das klingt auf Anhieb nicht so schlecht. Das Problem ist, daß die tatsächlich für die Zuschreibung und Verwaltung der Bitcoins nötige Rechnerleistung verschwindend gering ist im Vergleich zur aufzuwendenden (denn sonst wür-

---

<sup>88</sup> bitcoin.org

den ja viel zu viele Bitcoins produziert). Die Rechenleistung selbst hat also eigentlich keinen weiteren Wert. Mittlerweile sind ohnehin die Stromkosten für die Rechner höher als die mögliche Bitcoin-Ausbeute; es schürfen also wohl nur noch *Nerds* in irgendwelchen steuerfinanzierten Institutionen, wo sie unbemerkt Rechnerleistung abzweigen können.

Kurz: Die Bitcoins haben keinerlei reale Deckung. Damit würden sie das Kriterium eines Pyramidenspiels erfüllen: Sie werden nur deshalb gekauft, weil erwartet wird, sie teurer weiterverkaufen zu können. In der Tat war die Wertsteigerung rapide und blasenhaft. Die ersten Computernerds, die mit dem Schürfen begannen, dürften sich nach momentanem Wert über Millionenguthaben freuen. Freilich würde beim Abverkauf ihre Bestände der Kurs massiv fallen.

Es gibt allerdings eine reale, wertvolle Funktion, die Bitcoins bislang erlauben. Hier, und das übersehen die meisten, liegt der eigentliche Grund ihres Wertes. Bei Bitcoins handelt es sich um eines der letzten virtuellen

Buchungssysteme, das vollkommen anonym und mit dem Dollarmarkt gekoppelt ist. Ein Vorläufer mit realer Deckung war E-Gold. Dieser Anbieter wurde von den US-Behörden vernichtet, der Betreiber ins Gefängnis gesteckt und die Edelmetalle konfisziert. Die CIA schuldet mir immer noch Geld und frotzelt mich seit Jahren, indem sie mir immer neue Formulare vor die Nase hält mit dem Versprechen einer Rückzahlung „nach genauer Überprüfung“. Zum Glück hatte ich den allergrößten Teil rechtzeitig in Sicherheit bringen können, bevor die CIA zuschlug.<sup>89</sup>

Dadurch, daß Bitcoin dezentral ist, soll diese Gefahr verhindert werden. De facto ist die Nutzung von Bitcoin aber bei uns schon illegal, und es ist zu erwarten, daß die Behörden ihren Druck erhöhen werden, sollte die Sache wirklich stärker *hype*n. „Demokratische“ Kongreßabgeordnete wüten schon seit geraumer Zeit gegen die anonyme Währung. Sie wird nämlich haupt-

---

<sup>89</sup> Siehe Scholien 01/09, S. 34f.

sächlich für Drogengeschäfte verwendet.

Es gibt im Internet mittlerweile einen herrlich anarchistischen Marktplatz dafür – dieser heißt *Silk Road* (Seidenstraße) und ist gewissermaßen eine Art *Ebay* für illegale Güter. Zugang erhält man dazu nur, wenn man eine Software für den anonymisierten Zugriff über sogenannte Tor-Server installiert hat.<sup>90</sup> Läuft die Software, erreicht man den Marktplatz unter einer komplizierten Internetadresse über eine mitinstallierte Browserkopie. Es ist wirklich einfacher als es klingt und eigentlich für jedermann machbar. An der virtuellen Seidenstraße findet man dann alle erdenklichen Drogenarten; das weitere Angebot (z.B. Waffen) ist allerdings noch sehr dürftig.

Der wunde Punkt ist natürlich der Versand. Auf der Seite finden sich Hinweise, wonach die US-Post Ausschau hält und wie man möglichst unauffällige Sendungen erstellt. Die Gefahr, daß das Gegenüber ein Maul-

---

<sup>90</sup> tor.org; Tor-Link zur *Silk Road*: ianxz6zefk72ulzz.onion

wurf ist, und anstelle des Kuverts mit Ecstasy ein SWAT-Team geliefert wird, soll durch ein Bewertungssystem gebannt werden. Ich vermute, daß der technische Rüstungswettlauf weiter gehen wird und erwarte, daß bald Geocaching und Code-basierte Schließfächer den Versand ersetzen werden. Geocaching ist das Anlegen von Verstecken an präzisen GPS-Daten. Über das Internet lassen sich solche Daten anonym austauschen, wobei natürlich das Risiko bleibt, daß jemand das Versteck zufällig zuvor findet. Dieses Risiko läßt sich aber durch abgelegenes, tiefes Vergraben und zeitnahen Austausch minimieren – beschränkt aber natürlich den Handel auf das regionale Umfeld.

Die Anonymität und Virtualität birgt noch ganz andere Risiken. Die Bitcoins werden auf der Festplatte gespeichert. Werden sie dort gelöscht, sind sie verloren. Unlängst wurden jemandem Bitcoins in Wert von zigtausenden Dollar von der Festplatte gestohlen. Kurz darauf wurde der führende Marktplatz für Bitcoins gehackt, alle Nutzerdaten gestohlen, und auf dem Marktplatz

der virtuelle Eindruck geschaffen, es würden plötzlich Millionen von Bitcoins auf den Markt geworfen, wodurch der Wert kollabierte. Die Bitcoins selbst lassen sich jedoch (zumindest nach bisherigem Stand) nicht fälschen; der Marktplatz revidierte demnach alle Transaktionen seit der Manipulation. Es war aufschlußreich, wie viele Nutzer dann wüst zu schimpfen begannen, weil sie gedacht hatten, Bitcoins zu Schleuderpreisen erstanden zu haben, diese aber real gar nicht vorhanden waren. Für die virtuelle Währung spricht allerdings, daß, als sich der Staub gelegt hatte und wieder Ruhe einkehrte, die Bitcoins nahezu an den Wert anschlossen, der ihnen vor diesen Vorkommnissen beigemessen wurde. Das hat mich, ehrlich gesagt, ziemlich überrascht. Das liegt wohl daran, daß der Handel auf dem Drogenmarktplatz ungestört weiterging – wodurch die Bitcoins doch ein wenig mehr als ein bloßes Pyramidenspiel sind. Sehr viel mehr aber nicht – denn diese Wertgrundlage ist nicht allzu sicher. Letztlich handelt es sich um weitgehend fälschungssichere Gutscheine.



Bitcoins sind interessant, weil sich daran der Wettkampf zwischen Staat und Internet beobachten und analysieren läßt. Um die Sache besser zu verstehen, kann es nicht schaden, ein paar Bitcoins zu erwerben. Für den unwahrscheinlichen Fall, daß sie überleben und in der Masse der Internetkids einen noch stärkeren Hype erleben, könnte es sich sogar ordentlich lohnen. Anlage ist das freilich keine, sondern pures Glückspiel. Bitcoins könnten etwa dann hypen, wenn es gelingt, sie als erste Wahl für die Dummensteuer im Internet einzuführen: also wenn sie zum Abrechnungsmittel werden für Abofallen, Spamprodukte, Pornoseiten, Streamhoster, MLM (Multilevelmarketing), HYIPs (private Pyramidenspiele) und den restlichen Schrott, mit dem man heute im Internet richtig Geld verdient.

## **Technische Stagnation**

Warum geht so viel Kreativität in letztlich Sinnloses? Das liegt sicherlich an den Verzerrungen unserer Zeit. Ramschgeld bringt Ramsch hervor. Das Schachgenie

Garry Kasparov ließ unlängst aufhören mit einer interessanten Abrechnung unserer Zeit. Mein Freund und Unterstützer Luke machte mich auf dessen Thesen aufmerksam. Kasparov ahnt, daß das schlechte Geld unserer Tage zu massiven Verzerrungen führt:

Man sollte mit dem Drucken von Geld aufhören, weil das meine Intelligenz beleidigt. Eine Unmenge an Geld zu verwenden, um etwas zu retten, das nicht rettbar ist – ein ineffizientes und korruptes Bank- und Investmentsystem – anstatt in einen realen Stimulus zu investieren, war eine schlechte Entscheidung, langfristig, mittelfristig und vielleicht sogar kurzfristig.<sup>91</sup>

Die Folge davon sei, daß die „gesamte amerikanische Innovationsmaschinerie, sowohl die öffentliche als auch die private, langsam zum Stillstand kommt“. Ganz im Gegensatz zu Friedrich Georg Jünger konstatiert Kasparov nicht ein Überhandnehmen der Technik, sondern eine Stagnation:

---

<sup>91</sup> Oliver Chiang: „Garry Kasparov: The Last Revolutionary Technology Was The Apple II“, Forbes.com, 2.11.2010. [tiny.cc/chiang1](http://tiny.cc/chiang1)

Wir sind in noch nie dagewesener Weise von technischen Spielzeugen und Computern umgeben. Sie werden jedes Mal ein bißchen besser; etwas schneller, etwas glänzender, etwas dünner. Aber es ist abgeleitete, schrittweise, auf die Gewinnspanne hin orientierte, konsumentenfreundliche Technologie – nicht die Art, die die ganze Welt wirtschaftlich weiter bringt. [...] Ich glaube, daß wir im Moment in der Ära des langsamsten technologischen Fortschritts der letzten hundert Jahren leben. [...] Nennen Sie es fehlenden Mut oder Sättigung, aber in gewissem Maße haben wir diese Leidenschaft für die alles umstürzenden Veränderungen verloren.

Mein Kollege Johannes Leitner wendet hier, durchaus zu Recht, ein:

Hier ist nicht notwendig ein Widerspruch, denn es könnte ja sein – und es ist wohl auch so – daß die Technik überhandnimmt, ohne daß sie wirklich neuer, bahnbrechender Entwicklungen bedarf, eben wie es Kasparow beschreibt. Und wahrscheinlich ist nicht die Technik als solche, noch weniger der Stand der Technik, hinreichende Bedingung für das technische Kollektiv (die Schweiz und die Sowjetunion waren 1940 auf dem gleichen technischen

Stand, und erstere wohl besser mit technischen Konsumgütern ausgestattet). Sondern das technische Kollektiv ist eine Organisationsform der Gesellschaft, gestützt auf technische Hilfsmittel, aber wohl nur bis zu einem bestimmten Grade davon abhängig.

Kasparov bestätigt die paradoxe Beobachtung, daß trotz Kreditmengenausweitung und Renditestreben, wirklich riskante und innovative Projekte kaum Geldgeber finden. Der Konformismus ist ein Zeichen von Angst – wie bei Spätpubertären auf Maturareise: im Einzelnen zu schüchtern, um ein Mädchen anzusprechen, im Rudel dauerhaft im Exzeß. Kasparov meint, daß ein Ferdinand Magellan von heutigen *Venture Capitalists* abgewiesen würde. Es fehlt der Mut zum Anachronismus. Kasparov schließt:

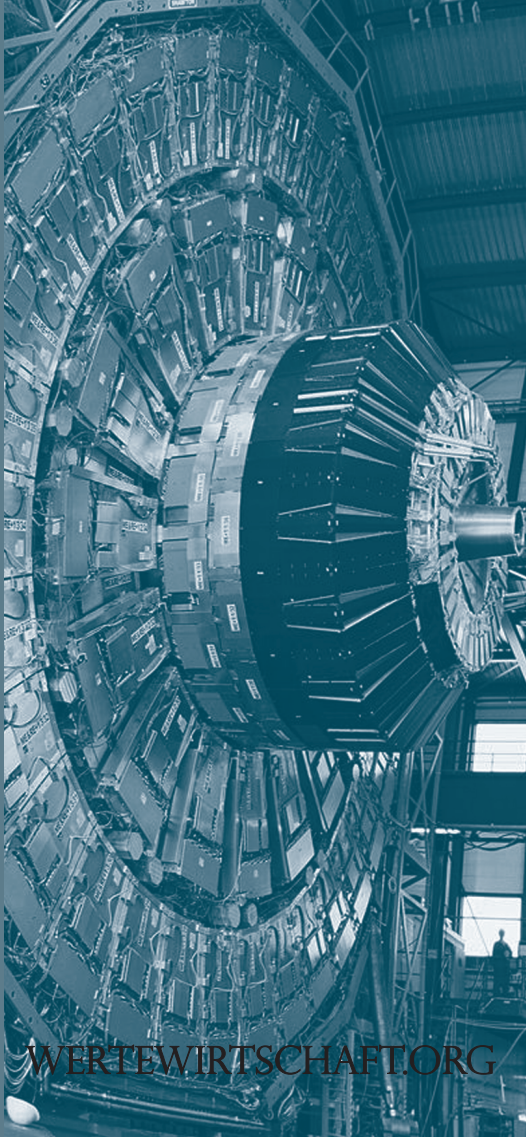
Unser Ziel muß es sein, neue Grenzen zu finden, über das Bekannte hinauszugehen, Entdecker zu sein. Das können politische, technische oder soziale Innovationen sein – alles, was den Fortschritt anregt.

Nun halte ich Fortschritt für keinen Selbstzweck. In Zeiten des Konformismus kann das Fortschreiten

schnell zum Stechschritt entarten. Doch aus Kasparov spricht die wirkliche, die anachronistische Leidenschaft für die Technik. Und diese ist ihrem vermeintlich absoluten Gegensatz, der Technikaskese, viel näher als all das wiki, wiki Wischiwaschi dazwischen.

Technik und Geld sind archetypisch mit dem Element des Feuers verbunden, sie sind ihm meist auch tatsächlich abgerungen. Allesamt sind sie wunderbare Werkzeuge, aber eng an der Grenze zum Dämonischen. Nur die, die diesen Elementen gleichgültig gegenüber stehen, respektieren ihre Grenzen nicht; der Leidenschaftliche und der Angesengte hingegen schon. Der wahre Hüter des Feuers ist Nährer desselben und Warner zugleich.

# SCHOLLEN



WERTEWIRTSCHAFT.ORG